

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

FAKULTÄT FÜR KULTURWISSENSCHAFTEN
INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE



MARTIN SÖKEFELD, MIRIAM INCE (Hg.)

FORSCHUNGSJOURNAL 2013

**Studentische Feldforschungen
am Institut für Ethnologie**

MÜNCHEN 2014

ISBN 978-3-9809131-9-5

Inhalt

Martin Sökefeld und Miriam Ince Einleitung.....	4
Teil I: Erfahrungsberichte	11
Kyrill Hirner Real existierende Verwirrung im surrealen Sozialismus	12
Hanna Frey I´m sorry, I don´t speak Orange. Fragen, Antworten und andere Schwierigkeiten. Eine Forschung im Londoner Chinatown.....	18
Claus Gutknecht Die gesunden Patienten von Lakhsman Jhula	23
Julia Baumann Eindringlinge im Heiligen Land – Vom Leben afrikanischer, nichtjüdischer Flüchtlinge in Israel..	30
Mariel Müller, Felizitas Hoffmann, Marieluisa Lenglachner Istanbul – Ist Art cool?.....	39
Teil II: Methoden und Reflexionen.....	46
Veronika Reiser Kleiderwelten in Moshi, Tansania	47
Nikolaus Heinzer Wie man Jäger wird und was das bedeutet – Von der etwas anderen „Fünften Jahreszeit“ in einem Schweizer Bergdorf	54
Anna Polz und Miriam Ince Wohnst du noch oder lebst du schon? Die lokale (Wohn-)Kultur der Studentenstadt Freimann in München	60
Gulnaz Jamalzahie Lang leben die Revolutionärinnen – Ein Forschungsprojekt der visuellen Anthropologie	67
Andrea Dey Notizen aus meiner Berghütte – Reflexionen einer Forschung	72
Cristiana Gheorghiu Deochiul – Eine Feldforschung über den bösen Blick in Rumänien	79

Teil III: Einblicke in Forschungsthemen	86
Christina Stark Arrangierte Ehe = Zwangsheirat? Eheschließungen in Pakistan differenzierter betrachtet	87
Marina Schreck Marcha por la educación – Die Studentenproteste in Chile 2013	94
Christina Sedlmair Tradition und Tutu in Oman – Sinnliche Körperwahrnehmung der Ballettbesucherinnen	101
Tanja Kornberger Roadmap to Seoul – Ethnologie, Privatsphäre und mobile Technologien	115
Matthias Schmidt Grenz- und Migrationspolitik in Marokko – Die Bedeutung des Menschenrechtsdiskurses.....	121
Teil IV: Gemeinsam forschen.....	129
Juliane Müller und Natalie Göltenboth Lehrforschung in Sevilla (Spanien)	130
Marlen Elders Künstler in Zeiten der Wirtschaftskrise – Die Frage nach einer gesellschaftlichen Funktion von Kunst.....	133
Verena Neumair Ist Humor eine Reserve in Krisenzeiten?.....	135
Naema Götz und Luis Stängl Ehre, Sozialer Raum und die Krise.....	137
Sigrid Stauderer Mobilität und Arbeitsmigration als Strategie des Krisenmanagements – Auswirkung struktureller Bedingungen auf die Umsetzung individueller Lebensmodelle.....	140
Katharina Lundt und Juliane Maier Raumtheorie, Kreativität und die sich daraus ergebenden Reserven in Zeiten der Krise	143
Miriam Ghobrial und Anja Waibel Interkulturelle Beziehungen im heutigen Andalusien – Das Zusammenleben marokkanischer Migranten und der spanischen Gesellschaft in Sevilla.....	147
Juliane Müller und Natalie Göltenboth Schlussbetrachtungen	151

EINLEITUNG

MARTIN SÖKEFELD UND MIRIAM INCE

Wenn man Ethnologinnen und Ethnologen fragt, was den Kern unseres Faches ausmacht und die Ethnologie von anderen, benachbarten Disziplinen unterscheidet, wird meistens die Feldforschung erwähnt. Im Zentrum der Ethnologie steht also weniger ein bestimmter Gegenstandsbereich – Ethnologinnen und Ethnologen beschäftigen sich ja mit so gut wie allem, das in irgendeiner Form mit Kultur und Gesellschaft zu tun hat – als eine Forschungspraxis. Oft wird Feldforschung als „Methode“ bezeichnet; tatsächlich ist sie aber eine Methodologie, die verschiedene Methoden einschließt, mehr noch aber eine bestimmte Herangehensweise voraussetzt. Im Gegensatz zur empirischen Sozialforschung etwa ist ethnologische Feldforschung in der Regel nicht streng hypothesengeleitet, sondern hat eine stark explorative Komponente. Das heißt, dass sich die eigentliche Fragestellung oft erst „im Feld“ entwickelt, während der Forschung – in jedem Fall entwickelt sie sich während der Forschung weiter. Dies ist deshalb so wichtig, weil im Zentrum des ethnologischen Interesses die Perspektiven der Akteure steht, die „Perspektive der Eingeborenen“, wie es Bronislaw Malinowski genannt hat, und weil die Ethnologie trotz aller Einschränkungen immer noch eher einen „holistischen“ Ansatz verfolgt und mehr an Zusammenhängen als an spezifischen Einzelfragen interessiert ist. Daraus ergibt sich, gemäß Malinowskis Programm, dass Feldforschung viel Zeit an einem Ort erfordert, nach dem klassischen Modell mindestens ein Jahr, dass qualitative Methoden, vor allem teilnehmende Beobachtung und offene Interviews, im Zentrum stehen, und dass die Forschenden die Sprache der Untersuchten lernen müssen.

Obwohl die Feldforschung schon viele Jahrzehnte als Kern der Ethnologie gilt, gab es lange Zeit kaum explizite Anleitungen für die Feldforschung, weder in Form von Literatur, noch in der universitären Lehre. Das liegt vermutlich zu einem großen Teil daran, dass ethnologische Feldforschung eben vor allem als *Praxis* gesehen wurde, als *Erfahrung*, die man machen muss, und die sich kaum „methodisch“ vermitteln lässt. Nicht zuletzt galt vielen Ethnologinnen und Ethnologen die Feldforschung lange als Initiation, die einen Menschen erst zum Ethnologen macht. Und eine Initiation muss man *machen* und erdulden, mit allen Dramen und Schmerzen, die damit verknüpft sind, man kann sie nicht theoretisch vermitteln. Gerade Ethnologen wissen, dass Initiationsriten oft geheim gehalten werden, dass nichts davon nach außen, zu den Nicht-Initiierten dringen darf. Und so wurde anfänglich auch kaum über die konkrete Feldforschungserfahrung berichtet. Dies änderte sich erst in den 1960er Jahren, und bezeichnenderweise wurde einer der ersten Berichte über Feldforschungserfahrung unter Pseudonym als „Roman“ veröffentlicht (Bohannon alias Bowen 1964). In der Folge bestand Literatur über Feldforschung für lange Zeit weit mehr aus Erfahrungsberichten, denn aus Methodenhandbüchern. Dies begann sich erst in den 1970er Jahren sehr langsam zu ändern, und erst in den 1980ern begann eine Welle von Publikationen über Methoden und methodologische Aspekte der Feldforschung zu erscheinen, die bis heute anwächst und zu einer kaum noch überschaubaren Flut von Literatur geführt hat. Die Vermittlung von Feldforschungsmethodik in der Lehre hinkte den Publikationen jedoch noch länger hinterher. An deutschen Ethnologie-Instituten gab es vor den 1990er Jahren kaum entsprechende Lehrveranstaltungen und erst nach 2000 wurden derartige Angebote mehr und mehr zum Stan-

dard. Mit der bevorstehenden Bologna-Reform entstand die Diskussion, ob eine Feldforschungsausbildung im verkürzten BA-Studium mit mehr Pflichtveranstaltungen und weniger Freiräumen überhaupt noch praktikabel sei (Sökefeld und Kokot 2004), und viele Kollegen waren damals eher skeptisch.

Im Münchner Institut war das anders: Hier hat eine strukturierte Feldforschungsausbildung mit der Einführung des BA-Studiengangs im Jahr 2009 überhaupt erst begonnen. Manche frühere Kollegen hatten Feldforschung von Studierenden im Rahmen des Magisterstudiums abgelehnt, unter anderem mit dem Verweis auf den Zeitbedarf einer „richtigen“ Feldforschung, und darauf bestanden, man könne erst *nach* dem Studium sinnvoll Feldforschung machen. Es gab keine Methodenausbildung im Magisterstudium (lediglich ein nicht-obligatorisches Feldforschungstutorium), und vielen Studierenden wurde explizit davon abgeraten, für Ihre Abschlussarbeit empirisch zu arbeiten.

Das hier vorgelegte Forschungsjournal nimmt diesem Vorbehalt den Wind aus den Segeln. Es zeigt sehr deutlich: Man kann auch im Bachelor-Studium sinnvoll Feldforschung machen. Die Feldforschungspraxis hat sich ohnehin stark verändert und weicht inzwischen häufig in mehrfacher Hinsicht vom Malinowski'schen Prototyp ab. Wir möchten hier nur auf zwei zentrale Aspekte eingehen, auf Ort und Zeit der Forschung. Die Theorie und Empirie transnationaler und globaler *flows* ist für die Ethnologie in der Gegenwart zentral; und so wenig Menschen und Kultur in bestimmte Räume eingeschlossen werden können, kann sich Feldforschung in den meisten Fällen auf jeweils nur einen konkreten Ort beschränken. Das Konzept der *multi-sited research* (Marcus 1995) ist aus der Konzeption ethnologischer Feldforschung nicht mehr wegzudenken, und je mehr Orte während einer Forschung aufgesucht werden, desto mehr reduziert sich die Zeit, die an diesen Orten verbracht und geforscht werden kann. Nicht zuletzt ist häufig das „Feld“ ohnehin nicht mehr einfach räumlich definiert. Das traditionelle Ideal, in einem „Feld“ mindestens über den Lauf eines Jahres zu forschen, lässt sich in vielen Fällen nicht mehr durchhalten, und oft sind auch häufigere kürzere Aufenthalte methodisch sinnvoller. Kurzzeitforschung ist also nicht mehr von vornherein „unethnologisch“ – auch für die „schnelle Ethnographie“ gibt es ja inzwischen Methodenliteratur (Handwerker 2001).¹ Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass Feldforschung nicht mehr notwendigerweise „woanders“ – in der Ferne – stattfinden muss. *Anthropology at home* (Sökefeld 2002) gilt längst nicht mehr nur als minder wichtige und weniger gute Form der Forschung, sondern hat sich im Fach etabliert.

Auch didaktische Überlegungen führen fast zwangsläufig zur Integration von Feldforschungen ins Curriculum: Je mehr die universitäre Lehre von Ideen der Interaktion und Praxis (nicht nur im Sinne des beruflich „verwertbaren“) und vom Ideal des forschenden Lernens bestimmt wird, desto stärker bietet sich Feldforschung als Praxis während des Studiums an. *Praxis* ist auch in einem spezifischeren Sinne ein wichtiges Stichwort: Wenn wir, ganz im Sinne Malinowskis und der anderen „Klassiker“, Feldforschung vor allem als Praxis verstehen, dann ist sie auch etwas, das nur praktisch – und nicht theoretisch – gelehrt und gelernt werden kann. Es macht einen entscheidenden Unterschied, ob ich etwa in einer Vorlesung über

¹ Siehe auch die Debatte *How short can fieldwork be?* Marcus und Okely 2007.

Feldforschung neben allen methodischen Anleitungen nur *höre*, dass es unter Umständen schwierig sein kann, sich den Zugang zu einem Feld zu öffnen, oder ob ich das bei einer eigenen Feldforschung am eigenen Leib *erfahre*. Wobei in den allermeisten Fällen zur Erfahrung der Schwierigkeiten auch das Erfolgserlebnis kommt, dass dies tatsächlich möglich ist. Im Rahmen des Studiums gibt es kein Scheitern einer Feldforschung, denn auch wenn die Dinge nicht so laufen, wie sie geplant waren, geben die Änderungen des Plans und das gefühlte „Scheitern“ so viel Anlass zur Reflexion über die Forschung, dass man dadurch in den meisten Fällen viel mehr lernt, als wenn alles einfach „glatt“ verlaufen wäre.

Wie wird Feldforschung am Institut für Ethnologie der LMU gelehrt? Obligatorischer Bestandteil des BA-Studiengangs ist das Methodenmodul, das sich über das dritte und vierte Semester erstreckt. Im dritten Semester führt die Vorlesung „Ethnologische Feldforschung“ in die Geschichte, Theorie, sowie verschiedene Methoden der Feldforschung (teilnehmende Beobachtung, offene und strukturierte Interviews, Methoden der kognitiven Anthropologie, Methoden der Datenauswertung) ein und thematisiert auch nicht minder wichtige weitere Aspekte der Forschung wie die Rolle sozialer Beziehungen im Feld und die Ethik der Feldforschung. Im vierten Semester folgt die Übung „Beobachtung und ethnographisches Interview“, in der die Studierenden in kleinen Gruppen zu selbst gewählten Fragen Methodenübungen durchführen. Im fünften und sechsten Semester können die Studierenden im Rahmen des Praxismoduls entweder den berufspraktischen Zweig wählen, in dem Berufspraktika durchgeführt werden, oder den forschungspraktischen Zweig mit einem eigenen Forschungsprojekt. Die Forschungsprojekte sind in den Rahmen zweier begleitender Lehrveranstaltungen eingebettet. Im begleitenden Seminar des fünften Semesters werden die Forschungsprojekte entwickelt, die in der Regel von einzelnen Studierenden durchgeführt werden, manchmal aber auch von mehreren gemeinsam. Im Seminar geht es vor allem darum, eine praktikable Fragestellung zu entwickeln, von der die zu erhebenden Daten und die dafür zu verwendenden Forschungsmethoden abgeleitet werden. Die Projekte der Studierenden werden mehrfach vorgestellt und diskutiert, und im Laufe des Semesters entsteht ein „Forschungsproposal“, das der Ausgangspunkt für die Forschung von ca. vier bis fünf Wochen Dauer ist, die in den anschließenden Semesterferien durchgeführt wird. Im folgenden Semester stehen die Reflexion der Forschung, verschiedene Methoden der Datenauswertung und ethnographisches Schreiben auf dem Programm. Eine zweite Möglichkeit besteht darin, die Forschung in einem ebenfalls zweisemestrigen Rahmen der visuellen Anthropologie durchzuführen und das Modul mit einem kurzen Dokumentarfilm abzuschließen. Viele Studierende des Bachelor, die das forschungspraktische Modul wählen, schreiben auf der Grundlage ihrer Feldforschung ihre Bachelorarbeit.

Im Masterstudiengang Ethnologie ist die Forschung der Studierenden noch wichtiger: Der Master ist als forschungsorientierter Studiengang konzipiert, in dessen Zentrum das eigene Projekt der Studierenden steht. Im Eignungsfeststellungsverfahren muss man sich dementsprechend schon mit einem Forschungsproposal bewerben, das ein Thema, Fragestellung und die zugehörige Methodologie umreißt. Selbstverständlich kann das Thema im Verlauf des Studiums aber noch verändert werden. Die Struktur, in die das Forschungsprojekt eingebettet ist, gleicht der im Bachelor-Studiengang: Auch hier gibt es ein Seminar zur Vorbereitung (im 2. Semester) und eins für die Auswertung (im 3. Semester).

Neben dieser Struktur, in der individuelle Feldforschungen stattfinden, gibt es am Institut für Ethnologie in unregelmäßigen Abständen auch kollektive Feldforschungspraktika oder Lehrforschungen. 2013 fanden zwei Lehrforschungen statt. Die erste führte, geleitet von den Dozentinnen Natalie Göltenboth und Juliane Müller, im Februar und März nach Sevilla und ist in diesem Forschungsjournal dokumentiert. Das zweite kollektive Feldforschungspraktikum fand im Hochgebirge des nordpakistanischen Gilgit-Baltistan unter der Leitung von Martin Sökefeld im Rahmen einer DAAD-geförderten Kooperation mit pakistanischen Universitäten statt.²

Dieses Forschungsjournal der studentischen Feldforschungen am Institut für Ethnologie der LMU München macht es sich zur Aufgabe, einige Erfahrungen von Studierenden bei ihrer „Initiation“ zum Ethnologen oder zur Ethnologin festzuhalten. Diese Erlebnisse in der wahrscheinlich aufregendsten Phase des Ethnologiestudiums, der ersten eigenen Feldforschung, soll so einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden und auch für zukünftige forschende EthnologiestudentInnen eine Inspiration darstellen.

Die Studentinnen und Studenten beschreiben in ihren Berichten auf sehr unterschiedliche und spannende Weise, was sie in ihren Feldforschungen erlebten. Wie konnten sie theoretisch erlernte Methoden und Konzepte der Ethnologie praktisch ausprobieren? Was ist es für ein Gefühl, die „Dos“ und „Don`ts“ einer Feldforschung am eigenen Leib zu spüren? Was konnten die Studierenden dabei über sich selbst lernen und erfahren? Welche Strategien funktionieren für sie? Was fühlt sich gut und richtig an in der Beziehung zu den InformantInnen? Was ging total schief und hat nicht geklappt? Wie fanden sie Zugang zu ihrem Forschungsfeld? Wo haben sie sich selbst falsch eingeschätzt oder überschätzt? Wo haben sie sich unterschätzt und konnten über sich hinauswachsen?

All diese Fragen stellten sich auf die eine oder andere Weise jedem der Forschenden und wurden ganz verschieden gelöst, interpretiert und reflektiert. Rückblickend sind sich jedoch alle einig: Die erste eigene Feldforschung hat sich gelohnt! Die meisten StudentInnen beschreiben ihre Forschungserfahrungen als sehr lehrreich in Bezug auf das Ethnologiestudium und die dort vermittelten Inhalte. Aber auch als eine sehr persönliche Erfahrung, bei der sie viel für und über sich selbst lernen konnten. So oder so ähnlich werden diese Aspekte der ersten Feldforschung in den verschiedenen Berichten beschrieben:

„Abschließend kann ich wirklich nur nochmal jedem empfehlen, so früh wie möglich so lang wie möglich auf Forschung zu gehen.“

„Heute sehe ich die Forschung als ersten Testlauf und die Daten als Motivation, als neue Denkanstöße...“

„Selbst ethnologisch zu arbeiten war eine wichtige Erfahrung für uns und eröffnete uns eine ganz neue Perspektive auf die großen Themen der Ethnologie.“

² Die Ergebnisse dieser Forschungen werden im Themenheft *Anthropology of Gilgit-Baltistan* der Zeitschrift *Ethnoscripts* (Bd 16, Nr.1) dokumentiert.

„Die meisten Sachen, die ich während dem Studium gelernt habe, haben erst während der Forschung angefangen, Sinn zu machen.“

„Doch diese Erkenntnis hat ihren Wert. Wie auch, dass es eine Wechselwirkung zwischen gewonnenen Daten und Forschungsfrage(n) gibt und somit die Neuformulierung oder Anpassung der Fragestellung teils unumgänglich und ein zentraler Bestandteil des ethnologischen Forschungsprozesses ist.“

„Da ich bei meiner Forschung häufig auf ethische Fragen stieß, greife ich in meiner Bachelorarbeit das Thema der sozialen Beziehungen in ethnologischer Feldforschung auf...“

„Es war das erste Mal, dass wir die im Studium erlernten Inhalte und Fertigkeiten praktisch umsetzen konnten. Dabei haben wir viel dazu gelernt. Forschungsethik, Reziprozität und Schutz der Informanten werden aus einem ganz neuen Blickwinkel erfahren, wenn man sich selbst mit diesen Problemen während der Feldforschung konfrontiert sieht.“

„Rückblickend stellt für mich dieses kleine Feldforschungsprojekt eine aufschlussreiche Umsetzung der bisher im Studium erworbenen Theorie in die Praxis dar, die das vermittelte Wissen mit Leben füllt – von der Konzeption eines Forschungsprojektes über das Austesten unterschiedlicher Forschungsmethoden bis zur Auswertung der Daten und der anschließenden Darstellung der Erkenntnisse in einer Forschungsarbeit.“

„Das vorrangige Ziel dieser Übung war mit Sicherheit, die theoretisch erlernten empirischen Methoden einmal praktisch anzuwenden, und auszuprobieren wie die ethnologische Forschung in der Praxis sein kann.“

„Und Spaß hat es auch noch gemacht, zumindest meistens.“

... um nur einigen Stimmen hier Gehör zu verleihen. Die facettenreichen und individuellen Berichte zeigen dabei auch die große Vielfalt der Ethnologie. Vom exotischen Opernhaus in Oman oder den Jägern in einem Schweizer Bergdorf, über brisante Themen wie Protestkultur in Chile oder Migrationspolitik in Marokko bis hin zur „Anthropology at home“ in der Münchner Studentenstadt ist in diesem studentischen Forschungsjournal alles dabei. Wie wir bereits betont haben, muss ethnologische Feldforschung heutzutage nicht unbedingt weit weg, in der Ferne stattfinden; sie kann ebenso gut „zu Hause“, etwa im eigenen Stadtviertel gemacht werden. Aber natürlich *kann* man auch woanders forschen. Das Institut für Ethnologie war im Jahr 2013 in der glücklichen Lage, mit Mitteln von „Lehre@LMU“ über einen Forschungsfonds zu verfügen, mit dem Studierende bei ihrer Reisen ins Feld unterstützt werden konnten. Andere Forschungsaufenthalte wurden von PROSA unterstützt. Wir danken sowohl Lehre@LMU als auch PROSA ganz herzlich für diese Förderung studentischer Feldforschungen, ohne die viele Projekte nicht möglich gewesen wären.

Das Forschungsjournal ist in vier Teile gegliedert: Die *Erfahrungsberichte* geben recht umfassenden, oft selbstkritischen und -ironischen Einblick in die Erfahrungen der Feldforschung. Im Teil *Methoden und Reflexionen* werden spezifischere Aspekte der Forschungen diskutiert, während bei den *Thematischen Beispielen* Inhalte und Ergebnisse im Vordergrund stehen. Der letzte Teil, *Gemeinsam Forschen*, berichtet schließlich von der Lehrforschung in Sevilla.

Im Kapitel *Erfahrungsberichte* beschreibt zunächst Kyrill Hirner, wie bei seiner Forschung in Kuba niemand das tut, was er sich zuvor so schön „ausstudiert“ hatte. Hanna Frey berichtet von ihren Problemen mit dem Zugang zu ihrem Forschungsfeld und ihrer eigenen Schüchternheit während ihres Forschungsaufenthalts im Londoner Chinatown. Danach zeigt Claus Gutknecht in seinem Erfahrungsbericht über seinen Aufenthalt in Rishikesh in Indien, wie man mit den „falschen“ InformantInnen am „falschen“ Ort doch eine richtig gute Forschung machen kann und welche Rolle dabei vorgefertigte Annahmen spielen. Julia Baumann beschreibt in sehr eindrücklicher Weise die Situation der Flüchtlinge in Tel Aviv und ihre eigenen, sehr persönlichen Erfahrungen in diesem angespannten Forschungsfeld. Und zu guter Letzt erzählen Marieluisa Lenglachner, Felizitas Hoffmann und Mariel Müller von den Hürden ihres ersten ethnologischen Filmprojekts in Istanbul.

Im nächsten Kapitel *Methoden und Reflexionen* hadert Veronika Reiser mit ihrer eigenen Position als Forscherin in Moshi in Tansania und erzählt, wie sie mit der Methode der „Dichten Teilnahme“ schlussendlich bei einem Schneider in die Lehre geht und so einen guten Zugang zu ihren InformantInnen findet. Daran anknüpfend beschreibt auch Nikolaus Heinzer in seinem Bericht, wie er durch seine Ausbildung zum Murmeltiermetzger die „Initiation“ in die Järgergemeinschaft in einem Schweizer Bergdorf erfährt. Anna Polz und Miriam Ince berichten von Ihrer gemeinsamen Forschung in der Studentenstadt in München und welche ungeahnten Auswirkungen schlechtes Wetter auf eine Forschung haben kann. Im darauf folgenden Bericht beschreibt Gulnaz Jamalzahie die Möglichkeiten des biographischen Interviews und wie sie mit dieser Methode ihre sehr persönliche und emotionale Forschung über die Vergangenheit der eigenen Mutter im Iran meisterte. Andrea Dey berichtet anschließend von der Methode des „free listing“ und wie sie sich damit einen ersten Einblick in die kulturelle Domäne des Bergsteigens verschaffte. Und abschließend erzählt Christiana Gheorghiu über die Tücken einer Literaturrecherche vor ihrem Forschungsaufenthalt zum „Bösen Blick“ in Rumänien.

Im Kapitel *Thematische Beispiele* reflektiert Christiana Stark ihre eigenen Vorurteile zum Forschungsthema „arrangierte Ehe in Pakistan“ und Marina Schreck beschreibt ihre Erfahrungen mit den Studentenprotesten in Santiago de Chile während ihres Auslandssemesters im Sommer 2013. Christina Sedlmair berichtet anschließend über die Körperwahrnehmung von Frauen im Spannungsfeld des Balletts in Oman. In ihrem Bericht über die Teilnahme an der „International Conference on Engineering Design“ erzählt Tanja Kornberger, wie sie dort die Möglichkeit erhielt, die Ergebnisse ihrer Magisterarbeit vorzustellen. Und zu guter Letzt berichtet Matthias Schmidt von seinen Einblicken in die Lebenswelten subsaharischer MigrantInnen in Marokko und die Bedeutung der Menschenrechte im Diskurs der Migrationspolitik.

Abschließend beschreiben StudentInnen und Dozentinnen im Kapitel *Gemeinsam forschen* ihren Forschungsaufenthalt in Sevilla in Spanien.

Zitierte Literatur

Bowen, Elenore Smith. 1964. *Return to laughter: an anthropological novel*. New York, Doubleday.

Handwerker, W. Penn. 2001. *Quick Ethnography*. Lanham, AltaMira Press.

Marcus, George E. 1995. Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. *Annual Review of Anthropology* 24: 95-117.

Marcus, George E.; Judith Okely. 2007. How short can fieldwork be? *Social Anthropology* 15: 353-367.

Sökefeld, Martin. 2002. Feld ohne Ferne – Reflexionen über ethnologische Forschung ‚zu Hause‘ – in Hamburg zum Beispiel. *Ethnoscripts* 4,1: 82-96.

Sökefeld, Martin; Waltraud Kokot. 2004. Feldforschung. Anmerkungen und Erfahrungen zum Praktikum am Hamburger Institut für Ethnologie. *Ethnoscripts* 6,2: 89-102.

ERFAHRUNGSBERICHTE

REAL EXISTIERENDE VERWIRRUNG IM SURREALEN SOZIALISMUS

Kyrill Hirner¹

Für meine Bachelorarbeit war ich drei Monate auf Feldforschung in Kuba. Ich habe dort gelernt, dass es hilfreichere und weniger hilfreiche Gesprächspartner gibt. Solche, die sagen, was man hören will; solche, die beantworten, was man sich schon lange gefragt hat; und solche, die Fragen beantworten, auf die man nie gekommen wäre. Und es gibt Leute, die zu zitieren stilvoller ist als Andere. Mein Barkeeper – Hemd, Weste, leise Bewegungen, immer Zündhölzer bereit, alte Schule – war einer von denen, die das, was man nicht hören wollte, auf die poetischste Art sagen können: „Alles ist Lüge und Wahrheit. Alles hängt vom Glas der Linse ab, durch die man es betrachtet“. Na toll.

„Triff mich bei meinem Bruder, und sei auf jeden Fall pünktlich, das ist sonst unhöflich!“ Jetzt stand ich da, in einem langgezogenen Hinterhof, den man durch einen schmalen Durchgang betrat, nicht breiter als eine Haustüre. Danach weitete er sich zu einem betonierten Innenhof, links und rechts je eine lange, einstöckige Häuserzeile. Es waren ehemalige Ställe, die nach der Revolution umgebaut worden waren. In den 18 Wohnungen lebten vielleicht achtzig Leute, aber davon war jetzt nicht viel zu spüren. Eigentlich war davon nie viel zu spüren, der Hof war nicht wirklich belebt. Er war groß und betoniert, und leer bis auf einige Topfpflanzen neben den hohen, überproportionierten Holztüren, die in die kleinen Wohnungen führten. Trotzdem wirkte er nicht kahl: kubanisches Licht, karibische Luft, die Luftfeuchtigkeit und die Risse in den Hauswänden hinterließen einen anderen Eindruck. Ich war schließlich erst seit kurzem in Kuba, und dementsprechend anfällig für die Romantik, mit der dieses Licht die Tristesse übergoss. Vor einer Woche hatte mich Pablo bei unserer ersten Wanderung durch die Stadt hier hergeführt. Eigentlich wollte er mir seine Tante vorstellen, doch da die nicht daheim war landeten wir spontan bei seinem Bruder. Vor dessen Tür stand ich jetzt, pünktlich für unseren zweiten Stadtrundgang. Oder auch nicht: ich hatte mir den Weg minutiös eingeprägt, aber keine Ahnung mehr, welche der Türen seine war. Oder, wo

¹ Der Forschungsaufenthalt in Kuba wurde mit einer Förderung von PROSA ermöglicht. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

wir gerade dabei sind, wie der Bruder hieß. Rechte Seite, hinteres Drittel, da blieben etwa drei Türen zur Auswahl. Ich klopfte an der mittleren, und hatte Glück. Die Frau, die öffnete hatte ich beim letzten Mal kurz gesehen. Ich stammelte und stotterte: „Hallo, ich war vor ein paar Tagen schon einmal hier. Und für heute bin ich hier mit Ihrem Schwager verabredet. Ist er da?“. Sie antwortete, der Tonfall war weder freundlich noch unfreundlich, auch die Mimik gab keine besondere Stimmungslage wieder. Ohne diese Hinweise hatte ich keine Ahnung was sie sagte.

Mit leidlichem Schulspanisch in Kuba zu forschen ist frustrierend. Das kubanische Straßenspanisch verhält sich zu Spanisch, wie Niederbayerisch zu Hochdeutsch. Oder zu Altgriechisch. Jedenfalls verstand ich in den ersten Wochen nur sehr wenig. Es sollte im Ethnologiestudium ein Kurs in Gebärdensprache angeboten werden, vielleicht im Rahmen von „Wissenschaftliches Präsentieren“. Jedenfalls unterstrich die Frau im zweiten Anlauf ihre Aussage mit einigen Gesten, und ich setzte mich folgsam in einen der abgewetzten Sessel, die die Kombination aus Flur und Wohnzimmer verstopften. Nach zwanzig Minuten war Pablo immer noch nicht da. Die Frau, die mich eingelassen hatte, kannte ihn auch nicht, obwohl er doch ihr Schwager war. Sie hatte von einem „Rasta“ gesprochen, und Pablos Bruder hatte beeindruckende Rastazöpfe gehabt. Jetzt hatte ich zumindest einen Namen, aber ich konnte ja schlecht einen Wildfremden, in dessen Haus ich – anscheinend unangekündigt – zu Gast war bei seinem Spitznamen rufen. Überhaupt war es mit ihm das letzte Mal seltsam gewesen. Er war nicht unfreundlich, als wir vor einer Woche – ebenfalls unangekündigt, wie mir jetzt erst bewusst wurde – bei ihm gewesen waren. Ich war ihm nur allem Anschein nach herzlich egal gewesen. Er hatte mich begrüßt, kurz die Hand gegeben, etwas gesagt, das Pablo wiederholt hatte, damit ich es verstand. Später, als ich ihn längst gut genug verstand, erzählte er, er sei damals gerade erst aufgewacht und noch etwas verpennt gewesen. Aber dieses erste Gespräch war über Pablo gelaufen, der mir fast alles wiederholen musste, was Rasta sagte. Pablo sprach nicht nur Englisch, sondern vor allem das klare, verständlichere Spanisch, das ich bisher vor allem von Weißen Kubanern wie ihm gehört hatte. Rasta hingegen war deutlich dunkler und sprach *Cubanol*, den kubanischen Akzent, den ich selbst dann nur bruchstückhaft verstand, wenn mein Gegenüber mit mir sprach wie mit einem Kleinkind. Überhaupt, das fiel mir erst jetzt auf: wie konnten die beiden Brüder sein? Von der Hautfarbe her hatten sie nicht einmal einen gemeinsamen Elternteil, und auch wenn Familienbände nicht unbedingt weltweit das Selbe bedeuten müssen: Daya, Rastas Frau, hatte mit dem Namen ihres eigenen Schwagers nichts anfangen können! Die Situation war mir nicht ganz geheuer: Pablo, den ich kaum kannte und noch weniger vertraute, der aber wusste, dass ich allein in Kuba war, hatte mich in einen Hinterhof gelockt, in das Haus seines „Bruders“, der definitiv nicht sein Bruder war, und jetzt tauchte niemand auf. Und aus dem Hof führte nur ein einziger schmaler, dunkler Durchgang. Auch wenn es in Kuba sehr wenig Kriminalität gibt sind das trotzdem die Situationen, von denen ich gelernt hatte, dass man sie lieber vermeidet.

Das waren meine Gedankengänge, als Rasta herein kam, mich herzlich begrüßte, sich mir gegenüber setzte und mir in einem Kauderwelsch aus schlechtem Englisch und mühsam überartikuliertem Spanisch erklärte, dass Pablo heute nicht mehr käme. Aber er wüsste, was ich hier mache, und es sei sehr wichtig dass solche Studien gemacht würden, und darum würde er mir jetzt meine komplette Bachelorarbeit diktieren. Außerdem gebe es gleich

Abendessen, ich müsse also da bleiben. Er strahlte so eine entspannte Herzlichkeit aus, dass ich mich entschied zu bleiben. Über die drei Monate besuchte ich ihn mindestens einmal pro Woche; und auch, wenn er mir nicht meine komplette Arbeit diktiert hat, wurde er für mich zu einer Art kubanischen Wikipedia. Wann immer ich Gesten, Ausdrücke, Handlungen oder die ganze Stadt nicht begriff, erklärte er mir mit einer Engelsgeduld wie der Schwarzmarkt funktionierte, wie Politik gemacht würde und woher ich Joghurt bekommen könne. Später löste er beiläufig auch das Rätsel, warum Daya, seine Frau, nichts mit Pablos Namen hatte anfangen können, obwohl er doch angeblich sein Bruder sei: Er war sein *hermano*, sein Freund oder „Spezl“ (nicht einmal ein sonderlich enger, wie ich über die Zeit erfuhr), und er nannte ihn Bruder, um die Freundschaft zu unterstreichen. Erst nachdem ich das wusste, bekamen auch all die anderen Verwandtschaftsbeziehungen Sinn, die mir überall ausführlich erklärt wurden. „Soziale Verwandtschaft“ – in der Vorlesung bei Herrn Heidemann hatte das anders geklungen: ritualisiert, kompliziert, mit Initiation oder derartigem. Einfach anders.

Eigentlich klang das meiste anders als ich es mir „ausstudiert“ hatte. Ich hatte mir wunderbare Theorien zurechtgelegt, vorgelegt, im PROSA-Antrag dargelegt. Die Kubaner widerlegten sie alle innerhalb der ersten zwei Wochen. Eigentlich bereits am ersten Tag, ich habe aber eineinhalb Wochen gebraucht, um das zu verstehen, und eine weitere halbe Woche, um diese Erkenntnis zu verdauen. Und genau genommen haben sie meine wunderschönen Theoriegebäude auch nicht widerlegt; sie haben sie schlicht nicht verstanden. Aber das kann ich ja schlecht in eine Bachelorarbeit schreiben. Ich hatte gelesen, dass die kubanische Regierung massenhaft Leute entlassen will, und gleichzeitig Selbstständigkeit legalisiert, um Jobs zu schaffen und den Schwarzmarkt zu legalisieren. Von diesem Startpunkt aus, der auch nicht direkt falsch war, hatte ich eine wunderbare Struktur entworfen, mir die einzelnen Gruppen und ihre Position im sozialen Raum, ihre Möglichkeiten und Interessen überlegt. Da war die Regierung, die ihre Ideologie verteidigen will, aber pleite ist. Diejenigen Kubaner, die vom Kommunismus überzeugt waren und die Regierung unterstützten. Und die Selbstständigen, ob auf dem Schwarzmarkt oder legal (unbedingt nachfragen, ob strategische oder moralische Entscheidung!). Es war ein tolles Konzept, ein Modell der Struktur des Feldes, und hätte ich nicht den Fehler gemacht, es der Realität auszusetzen, hätte ich wunderschöne Prosa darüber veröffentlichen können.

Damit es nicht gar so fatalistisch klingt: Auf die eine oder andere Art gibt es jede dieser Positionen, nur interessierte es die Kubaner nicht sonderlich, welcher Position ich sie zuordnete. Die interessierten sich mehr für Geld. Nicht dass Kubaner gieriger oder weniger gierig wären als irgendwer anders, aber sie waren halt auch keine „edlen Kommunisten“. Havanna schien finanziell aus allen Nähten zu platzen. Nicht unbedingt auf der Ebene von Dubai, aber es war definitiv zu viel Geld auf den Straßen für ein Land, dessen Durchschnittslohn 17 \$ im Monat beträgt. Ein Bier kostete zwei Tageslöhne, eine Flasche Sonnenblumenöl vier, und die Handys und Nike-Turnschuhe und Plasmafernseher... überhaupt, wie konnte es sein, dass in einem kommunistischen Land vielleicht nicht viele, aber doch einige Plasmafernseher herumhingen? Trotzdem erklärte mir jeder, dass er arm sei. Klar, gefühlte Armut, unendliche Wünsche und endliche Ressourcen, hätte ich auch drauf kommen können. Aber auch Marshal Sahlins hatte in der Einführungsvorlesung anders geklungen. Komm da mal drauf, wenn

dein Vermieter das Loblied auf die internationale Arbeitersolidarität singt, Ché-Verehrer ist, wie es seit den 68ern keinen mehr gab, und du dein Frühstück gratis bekommst, sobald er erfährt, dass du früher in der kommunistischen Partei warst – und gleichzeitig aus den Fabriken gestohlene Zigarren an jeden Touristen verkauft, der bei ihm absteigt.



Foto: Sandra Zech

Um die Sache abzurunden: Ich kam zurück mit einem gigantischen Chaos im Kopf und zwei Kisten Zigarren. In München lag noch Schnee, und ich wollte zurück in die Wärme. Die Zigarren waren schneller weg als das Chaos in meinem Kopf. Ich startete sinnentleert auf meine Feldnotizen und versuchte irgendetwas darin zu sehen. In der Ruhe meines Zimmers war ich erfolgreicher als in Kuba, und fand Muster, ungefähr zweihundert, von denen keines sonderlich Sinn machte. Im Endeffekt stolperte ich irgendwann über ein Wort, dass sich andauernd wiederholte, und mit dem nahezu alle, die Schwarzmarkt-Geschäfte betrieben (also alle Kubaner, die ich kennenlernte) ihr Handeln zu rechtfertigen schienen: *la ley de sobrevivencia*, das Gesetz des Überlebens. Von diesem Punkt aus schrieb ich meine These, dass der Schwarzmarkt während den Hungerjahren nach dem Ende der Sowjetunion wirklich lebensnotwendig im engsten Sinne des Wortes gewesen war, und sich die *ley de sobrevivencia* zusammen mit der Situation langsam geändert hatte, bis sie heute eher dem sozialen Überleben, dem Halten der eigenen sozialen Stellung diene. Das ist vermutlich nicht der größte wissenschaftliche Durchbruch seit Malinowski und vermutlich hat das schon irgendjemand anderes geschrieben, hoffentlich fundierter und weniger chaotisch als ich. Aber für mich war es meine erste Feldforschung und ich fühle mich jetzt deutlich ethnologischer.

Nachdem jeder immer Tipps gibt, zähle ich hier einige meiner Fehler auf:

- mein Spanisch war bescheiden. Klar, man kommt immer durch, und im Zweifelsfall ist es immer besser ins Feld zu fahren, als daheim zu bleiben. Aber je besser man die Sprache kann, desto besser läuft es.
- Ich hab mir ein zu großes Feld gesucht. Ich denke, im Nachhinein wäre es besser gewesen, wenn ich die drei Monate über in irgendeinem kleinen Dorf geblieben wäre, wo ich am Ende vielleicht nicht alle, aber zumindest viele gekannt hätte.
- Am Anfang hab ich es übertrieben. Ich bin 14 Stunden am Tag rumgerannt, hab mit allen und jedem geratscht, und mich nie einfach hingesezt und aufs Meer geschaut. Das lohnt sich auf Dauer nicht. Daheim macht man irgendwann Feierabend, und wenn man ausreichend lang im Feld ist sollte man sich das auch auf Forschung hin und wieder gönnen.
- Vorher *alles* lesen, was man über das Feld in die Finger kriegt. Auch wenn man es dann vergisst, im richtigen Zeitpunkt fällt es einem wieder ein.
- Wer Zigarren von einem Dealer kauft, den er nicht kennt, kriegt Bananenblätter.

Was funktioniert hat:

- Es war eine goldrichtige Entscheidung, die Forschung schon im 5. Semester zu machen.
- Wenn das Forschungsvorhaben zusammenklappt wie ein Kartenhaus: sieben Stunden in einem Café sitzen, rauchen und Cappuccino trinken. Dabei auf die Straße starren, bis einem wieder etwas einfällt.
- Sich ein Feld suchen, an dessen Relevanz man glaubt und wo man sich wohlfühlt. Klar man geht nicht auf Forschung wegen dem Wellnessgefühl, und wir alle machen das nur für die Wissenschaft. Aber zumindest mir fällt es leichter zu „wissenschafteln“, wenn ich mich leidlich wohl in meiner Haut fühle.
- Rum.

Abschließend kann ich wirklich nur nochmal jedem empfehlen, so früh wie möglich so lang wie möglich auf Forschung zu gehen. Die meisten Sachen, die ich während dem Studium gelernt habe, haben erst während der Forschung angefangen, Sinn zu machen. Nachdem ich über meinen Notizen saß und keine Ahnung hatte, wie ich das Ganze in Worte fassen könnte, würde ich die Texte über die Interpretative Wende jetzt sogar freiwillig lesen. Und man bekommt ein Gefühl dafür, was Ethnologie wirklich kann, was ausgesprochen gut tut, wenn man sich mental drei Jahre lang mit dem Gedanken an eine Taxi-Lizenz angefreundet hat.

Kyrill Hirner hat auf der Grundlage der Forschung seine Bachelorarbeit geschrieben und studiert jetzt im Master-Studiengang Ethnologie. Gerade macht er ein Auslandsjahr in Detroit.

I´M SORRY, I DON´T SPEAK ORANGE. FRAGEN, ANTWORTEN UND ANDERE SCHWIERIG- KEITEN. EINE FORSCHUNG IM LONDONER CHINA- TOWN

Hanna Frey

Auf Feldforschung befindet man sich in einer sozialen Ausnahmesituation. Alle sozialen Regeln und erprobten Mechanismen der sozialen Interaktion auf denen man sich normalerweise wunderbar ausruhen kann, werden einem unter dem Hintern weggezogen und dann steht man da und will forschen. Oder so.

Für mich bedeutete das in meiner Feldforschung in der Londoner Chinatown, dass ich durch meine Anwesenheit und mein Verhalten gelinde gesagt ein wenig aus dem Rahmen fiel. Ich war nicht nur zum Essen da (obwohl mein Appetit mir da etwas anderes weiß zu machen glaubte), nicht geschäftlich mit Chinatown verbunden, keine Touristin und hatte auch sonst keine augenscheinliche Legitimation mich an diesem Ort zu befinden und so zu benehmen wie ich es tat. Doch hier war ich eben und ich war neugierig.

Dieser Text ist zuallererst ein Forschungsbericht, aber ich möchte nicht zum hundertsten Mal mein Thema en Detail wiederkäuen, sondern beschreiben was mit mir geschah, während und nachdem die Forschung stattfand. Denn diese Prozesse innerhalb des oder der Forschenden bilden für mich, neben dem Feld an sich, den zweiten Kontext, in den erhobene Daten einzuordnen und aus dem heraus sie zu interpretieren sind.

Aus meiner Perspektive war (und bin) ich eine Ethnologie-Studentin, die sich in ihrem Studium mit der chinesischen Diaspora und materieller Kultur befasst. Ich interessiere mich für die Art, wie Menschen durch Objekte im Raum kulturelle Zugehörigkeiten kommunizieren. Bei diesem Thema geht es viel um Zuschreibungen und Verständnisse bestimmter Symbolsysteme. Das beste Beispiel hierfür ist der steinerne Löwe aus der ehemals verbotenen Stadt in Peking, Symbol des Kaisers und seiner Macht, über welchen man in mehreren Variationen in der Londoner Chinatown an jeder Ecke zu stolpern droht. Meiner Interpretation nach liegt

dem Aufstellen dieser Objekte eine Motivation zu Grunde, die von verschiedenen Annahmen zur Rezeptionen der chinesischen Kultur gespeist wird. Meiner Meinung nach muss den Entscheidungen, die Objekte aufzustellen mehrere Überlegungen vorausgehen: wie nehmen wir (die Aufstellenden) die Objekte wahr und wie die Anderen? Wer hält welche Objekte für „typisch chinesisch“? Die Winke-Katze beispielsweise ist auf mehreren Tresen in Chinatown zu finden, obwohl sie von den dort Arbeitenden als eindeutig japanisch eingestuft wird. Also warum steht sie da? Weil sie in das China-Bild der Besucher passt? Vielleicht. Als Kellnerin mit einigen Jahren Erfahrung wollte ich mich auf bekanntem Gebiet tummeln und entschied mich für die Restaurants Chinatowns als konkrete Forschungsorte. Da deren Geschäft auf der positiven Wirkung auf Kunden und der erfolgreichen Verbindung ihrer kulinarischen Kunst mit der Einrichtung fußt, klang diese Wahl auch auf das Forschungsinteresse bezogen logisch und durchführbar.

Um diese vagen Gedanken mit der konkreten Lebenswelt von Akteuren zu vergleichen wollte ich (und möchte auch in Zukunft weiterhin) die Gründe und Formen der Nutzung solcher Objekte erfahren. Dafür waren und sind meiner Meinung nach Beobachtungen des Umgangs verschiedener Akteure (Entscheidungsträger, Passanten) mit diesen Objekten notwendig, was sich in einer ersten Feldforschung als recht angenehme, da einfache Methode erweisen sollte. Mit einer ersten Vorstellung von Objekten und ihrer Wirkungsmacht, bzw. *agency* im alltäglichen Handeln wollte ich durch Interviews an innere Perspektiven der Akteure gelangen. „Sollte“, „klang“ und „wollte“ sind hier die Schlüsselbegriffe, denn natürlich kam alles ganz anders.

Ich hätte zu gerne einmal Mäuschen gespielt um die Situation aus den Augen der Restaurant-Mitarbeiter der „Golden Pagoda“ – dem Restaurant, das ich hauptsächlich besuchte – zu verfolgen. So stelle ich mir das Szenario vor: Da taucht eine junge Frau auf und stellt sich als Ethnologiestudentin vor, die sich für Chinatown interessiert. Dann sitzt sie aber nur jeden Tag da, isst, guckt verlegen um sich und bedankt sich in einer Sprache, die sie selbst wahrscheinlich als Mandarin bezeichnet. Stellt Fragen, die entweder alle schon tausendmal gehört haben oder keiner versteht und schreibt beständig in ein kleines schwarzes Buch. Nach einer Weile teilt sie dann Fragebögen aus und erwartet im Ernst, dass man sich nach einer 12-Stunden-Schicht noch einmal an den Schreibtisch setzt und ihn beantwortet. Doch sie wirkt ganz glücklich wenn man sie erkennt und freundlich anlächelt. Aber was sie eigentlich tut versteht keiner.

Beide Perspektiven, die der Forschenden und der Akteure des Feldes, auf den Prozess der Forschung selbst existieren natürlich und haben auch beide Auswirkungen auf die Daten. Nur startete ich den Versuch, durch das Erraten der zweiten Perspektive mein Verhalten ändern zu wollen, um „natürlicher“ zu wirken. Das Ergebnis: ein reichlich kontraproduktiver Knoten im Hirn. Von der Existenz einer emischen Perspektive zu wissen und sie zu erfragen und zu interpretieren ist ethnologische Praxis, sie im Vorhinein erraten zu wollen, aus gutem Grunde nicht.

Kurz und gut, die beschriebene Forschungssituation ließ mich in einer konstanten Nervosität im Forschungsfeld herumeiern und nach Daten Ausschau halten. Ich schrieb fleißig Beobachtungen, kurze Fragen und ihre Antworten an das Personal der „Golden Pagoda“ auf – und aß

natürlich. Das Essen war meine Eintrittskarte, meine Aufenthaltserlaubnis, doch hielt mich dieses Denken gleichzeitig davon ab, den Schritt weg von der Position als „Kundin“ hin zur „Forschenden“ zu wagen. So hielt ich mich lediglich in kurzen, den anderen Besuchern angepassten Intervallen im Restaurant auf und gab mir selbst nie die Möglichkeit, Tagesabläufe und unterschiedliches Publikum zu beobachten oder meine Scheu den Mitarbeitern gegenüber zu überwinden.



Foto: Hanna Frey

Mir all dieser Prozesse durchaus bewusst, aber unfähig ihren Kurs zu ändern, versuchte ich durch kleine Tricks mit diesen Situationen umzugehen. Es war ja durchaus nicht angenehm mir selbst beim Scheitern zuzusehen. Ich stellte also meinem innerlichen Zeitdruck kurze Fragen entgegen und meiner Schüchternheit wegen, einzelnen Kellnern gegenüber, mit de-

nen ich schon durch einfache Chinesisch-Kenntnisse in Kontakt getreten war. Doch die Antworten auf meine Fragen empfand ich als zutiefst unbefriedigend, da sie extrem oberflächlich klangen. Auf meine Frage, warum ein goldenes Schwein auf dem Tresen stehe bekam ich beispielsweise zu hören, es stehe für Glück und Geld. Damit hatte ich zwar die Symbolik erfahren, aber noch nicht den Grund, warum das Schwein dort platziert wurde. Ich kam anscheinend mit den von mir genutzten Formulierungen nicht an die Informationen heran, die mich wirklich interessierten. Doch zu präzise Fragestellungen klangen in meinen Ohren zu suggestiv, was für mich gleichbedeutend mit „schummeln“ ist. Und wieder stand ich vor der Frustration, ein Problem zu sehen und zu verstehen, aber nichts dagegen tun zu können.

Am letzten Tag der Forschung war ich in einer Art Harakiri-Modus und setzte alles auf eine Karte. Ohne „echtes“ Interview würde ich nicht nach Hause fahren, das ging einfach nicht. Also checkte ich den Akku meines Handys (Aufnahmefunktion!), sprang in die U-Bahn und machte mich auf den Weg zu einem letzten Besuch in der „Golden Pagoda“. Mit vollem Bauch versteht sich, den Trick hatte ich inzwischen raus. Ich wählte als Zeitpunkt den frühen Nachmittag, erfahrungsgemäß die ruhigste Phase im Gastronomie-Alltag und erwischte auch tatsächlich den Manager in einer unbeschäftigten Minute. Er schenkte mir fünf dieser Minuten und wir setzten uns an einen Tisch um die Fragen des (bisher unbeantworteten) Fragebogens durchzugehen. Mit seiner Erlaubnis stellte ich das Aufnahmegerät an und stellte eine Frage, die ich eigentlich drei Wochen vorher hätte stellen sollen: Die nach seinem Namen. Die folgenden Minuten verbrachte ich überglücklich mit den Gedanken bei „Ha, siehst Du, es geht doch!“ wobei ich natürlich völlig verpasste, was mir der Manager alles erzählte. Wäre das Aufnahmegerät nicht an gewesen, ich hätte bis heute keinen blassen Schimmer.

Aber es war an. Und ich hatte mir Notizen gemacht, fast jeden Tag.

Nach einem freundlichen Abschied und einem letzten chinesischen Wortwechsel lief ich ein letztes Mal durch Chinatown, deckte mich mit einem Vorrat an göttlichen Reismehlbällchen ein und sauste zurück zum Hostel um mich und einen ungefähr zwei Zentner schweren Koffer nach Heathrow und ins Flugzeug nach München zu wuchten. Die nächsten Wochen verbrachte ich in der Annahme, die Forschung komplett vergeigt zu haben und mit der Absicht, die gesammelten, von mir nur in Anführungszeichen gedachten Daten nie wieder anzusehen. Die Bachelorarbeit schrieb ich über etwas ganz anderes und wäre nicht das Forschungsnachbereitungs-Seminar bei Herrn Sökefeld gewesen, ich hätte meine Absicht auch wirklich in die Tat umgesetzt. Da ich aber nun einmal immer wieder in diesem Seminar über die Forschung reden musste, sah ich mir drei Monate später in sommerlich versöhnter Laune meine Notizen wieder an. Und lachte.

Ja, ich war unglaublich schüchtern gewesen. Und ja, ich hätte meine Fragen besser formulieren, mir andere Interviewpartner mit direkterem Zugang zu Informationen suchen können und so weiter und so fort. Aber die Daten, die ich gesammelt hatte waren viel zahlreicher als gedacht, es steckte eine Menge an Informationen in ihnen, die ich während der Forschung, frustriert und von London fasziniert einfach nicht sehen konnte. Vor allem war es mir gelungen, meine Eindrücke präzise und lebendig festzuhalten, sodass ich vom Englischen Garten aus problemlos wieder die Räume des Restaurants vor Augen und damit die Möglichkeit hatte, sie aus einer neuen Perspektive zu betrachten. Gehört hatte ich anscheinend auch

schlecht, denn das Interview war eine wahre Goldgrube an zitierfähigen, wunderbar in meine Gedanken passenden Bemerkungen. Der Manager hatte freundlich und ausführlich auf meine Fragen geantwortet und mir dabei Stück für Stück genau die Daten geliefert, die ich gesucht und übersehen hatte. Versteht mich nicht falsch, eine Arbeit hätte man mit all diesen Informationen nicht schreiben können, aber als Ansatz und für diese kurze Zeit waren die Daten durchaus ausreichend und in sich schlüssig. Heute sehe ich die Forschung als ersten Testlauf und die Daten als Motivation, als neue Denkanstöße und Bestätigungen meiner Theorien um an dem Thema materielle Kultur und chinesische Diaspora weiterarbeiten und vor allem, weiter forschen zu können. Nur, bitte, diesmal in einer anderen Stadt.

Hanna Frey studiert jetzt im Master-Studiengang Ethnologie an der LMU München.

DIE GESUNDEN PATIENTEN VON LAKHSMAN JHULA

Claus Gutknecht¹

Am 12. März 2013 begann meine erste, knapp fünfwöchige, Feldforschung. Ich reiste nach Nordindien ins, unter Backpackern wohl bekannte, Rishikesh im Bundesstaat Uttarakhand. Genauer gesagt, in den Raum um Lakshman Jhula. Hier wollte ich in Erfahrung bringen, wie sich Krankheiten² zwischen unterschiedlichen Medizinsystemen³ konstruieren. Meine Untersuchung sollte dabei auf dem Ansatz der interpretativen Medizinethnologie basieren. Meine primären Gesprächspartner waren westlichen Touristen, die nach Indien kamen, um sich dort, in einer zur Biomedizin alternativen Heilpraktik, behandeln zu lassen. Von einer emischen Sichtweise der Patienten ausgehend, wollte ich erfahren, ob es zu einer Umdeutung der eigenen Beschwerden, des Krankseins⁴ kommt. Da Krankheitskonzepte in unterschiedlichen Medizinsystemen nicht identisch sein müssen und sich oft gar widersprechen, wollte ich auch herausfinden, ob sich für die Patienten das Verständnis über die Ursachen und Hintergründe ihrer Krankheit in Indien änderte bzw. wie sich eine Krankheit hier konstruiert. Der Patient steht dabei zunächst vor einem Dilemma und muss zwischen den Diagnosen aus östlicher und westlicher Medizin und den damit verbundenen Vorstellungen über Ursachen, Körperverständnis und Behandlungsmöglichkeiten seine eigene „Wahrheit“ schaffen. Ausschlaggebend war dabei die Annahme, dass dies als Prozess abläuft, der nicht mit der Diagnose von einem Arzt abgeschlossen ist. Große Hoffnungen etwas über diesen Prozess zu erfahren machte ich mir auch bezüglich der Benennung und der implizierten Haltung der Patienten zu ihren Krankheiten. Ich ging somit der Forschungsfrage nach:

¹ Der Forschungsaufenthalt in Indien wurde vom „Lehre@LMU“ gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

² Ich verwende den Begriff Krankheit in Anlehnung an Kleinmans Begriff *disease*. Demnach sind Krankheiten keine Entitäten, also keine „natürlichen“ Gegebenheiten unabhängig von menschlichem Zutun. Sondern stark kulturgebundene Konstrukte. (1980:82)

³ In Indien gibt es fünf staatlich anerkannte Medizinsysteme. Neben der Biomedizin und Ayurveda, sind dies die Unani- und Siddhamedizin, wie auch die Homöopathie. Während der Vorbereitung wusste ich, dass es in Rishikesh ayurvedische und biomedizinische Einrichtungen gibt, wollte aber mögliche andere Systeme nicht ausschließen. Deshalb formulierte ich meine Forschungsfrage, in dieser Hinsicht, recht allgemein. Ich fand vor Ort jedoch nur ayurvedische und biomedizinische Ärzte und Heilkundige und beschränkte meine Forschung auf Ayurveda.

⁴ Ich verwende den Begriff Kranksein in Anlehnung an Kleinmans Begriff „illness“. Demnach hat Kranksein zunächst die Dimension des „sich krank Fühlens“, also das subjektive Erleben. (1980:72)

Wie konstruieren sich „Krankheiten“ und Erklärungsmodelle bei westlichen Medizintouristen im Spannungsfeld zwischen verschiedenen Medizinsystemen und wie wird das Leid ausgedrückt?

Im recht beschränkten Rahmen dieses Forschungsberichts möchte ich mich nicht in inhaltlichen Details oder theoretischen Konzepten verlieren, vielmehr geht es mir darum, die Erfahrungen meiner ersten Forschung darzustellen, von den ersten Überlegungen über die Zeit im Feld, mit den aufgetretenen Problemen, bis hin zur Aufarbeitung.

Was mein Interesse am Thema weckte

Die Idee für diese Forschung entspringt einem gewissen Widerspruch aus Theorie und Praxis. Ich verbrachte vor Beginn meines Studiums einige Tage in Rishikesh. Hier fiel mir auf, dass es eine große Anzahl von ayurvedischen Einrichtungen gab, die auch von Touristen stark frequentiert wurden. Durch Zufall traf ich damals im Innenhof meines *Guesthouse* eine ältere Frau aus Kalifornien, die mir über die Vorteile einer ayurvedischen Behandlung erzählte. Während des Studiums kam ich dann in Kontakt mit dem interpretativen Ansatz der Medizinethnologie und einem seiner bedeutendsten Vertreter, Arthur Kleinman. Nach Kleinman wird, Medizin als Ganzes, als ein kulturelles System begriffen. Sie ist ein Symbolsystem mit spezifischen Interaktionsmustern, die in ein lokales Netz von sozialen Institutionen eingebunden sind (1980). Das determinierende Element ist bei Kleinman eine spezifische Kultur, die den Kontext für Krankheiten und deren Zuschreibungen bildet. Ich wollte herausfinden, ob sich Kleinmans Konzepte auch auf eine Behandlung in einer „fremden Kultur“ anwenden lassen.

Ab ins Feld

Ich brach mit einem Wust an theoretischen Konzepten, eigenen Modellen, wie ich mir die Adaption von Krankheitskonzepten vorstellte, und der großen Erwartung, die richtigen Antworten zu meinen Annahmen zu finden, nach Indien auf.

Nach einem unspektakulären Flug mit Zwischenstopp in Dubai und der üblichen Taxifahrt durch den chaotischen Nachmittagsverkehr in Delhi kam ich in meinem Hotel im Stadtteil Paharaganj an. Paharaganj und vor allem die Gegend um den Main Bazaar sind ein Nadelöhr für Backpacker und Individualreisende auf der Durchreise, da es direkt an einem der großen Bahnhöfe Delhis liegt und somit ein gutes Sprungbrett für Ankommende und Abreisende Touristen ist. Dem entsprechen hoch ist die Touristendichte. Setzt man sich hier in ein Café, kommt man sofort mit jemandem ins Gespräch. In diesen Unterhaltungen kam ich kaum umhin den Grund meiner Reise zu erzählen, was meist auf großes Interesse stieß, sobald das Wort „Forschung“ viel. Dabei war es jedoch gar nicht so einfach, Absichten und Konzepte verständlich zu machen. Ich wusste zwar genau um was es mir geht und ich hatte Interviewsituation inklusive der Vorstellung meiner Forschung zuhause bereits gedanklich durchgespielt, doch nie wirklich darüber nachgedacht, meine Wortwahl entsprechend anzupassen. Ich war auf einmal nicht mehr in einer Runde von Ethnologiestudenten, die alle selbst an

ihrer Forschung arbeiteten, sondern musste mein Anliegen „normalen“ Menschen mit teils dürftigen Englischkenntnissen vermitteln.

Die ersten eineinhalb Tage nutze ich um ein Zugticket für meine Weiterfahrt nach Haridwar zu kaufen, um von dort mit einem Bus nach Rishikesh und dann mit einer Rikscha weiter nach Lakshman Jhula zu kommen. Die restliche Zeit sowie die Zugfahrt vertrieb ich mir mit Gesprächen, in denen ich versuchte mein Vorhaben immer kompakter und leichter verständlich zu formulieren. Auch konnte ich meine Gesprächspartner bei dieser Gelegenheit ein wenig über ihre Erfahrungen mit Ayurveda befragen.

Rishikesh und andere Problemfelder

In Rishikesh angekommen, hatte ich geplant erst einmal durch die Straßen und Gassen zu schlendern und so viele ayurvedische Kliniken wie möglich ausfindig zu machen. Ich hatte nun noch über vier Wochen Zeit und Lakshman Jhula war mir in meiner Erinnerung deutlich größer vorgekommen. Entsprechend gemächlich begann ich mir die Kliniken näher anzusehen. Gerne nutzte ich auch die Möglichkeit mir in den vielen Cafés und Bars in Sichtweite einen groben Überblick über die jeweilige Klientel der Kliniken zu verschaffen. Wie bereits erwähnt reißen sich hier etliche Heilkundige mit ihren Läden dicht an dicht. Jedoch musste ich feststellen, dass es lediglich vier ayurvedische Kliniken in und um Lakshman Jhula gibt, von denen ich anfangs nur drei finden konnte. Der Unterschied besteht darin, dass in einer Klinik zunächst einmal eine Untersuchung von einem Arzt vorgenommen wird, jedoch die Behandlung und Medikation in der Regel auf Rezept anderswo verrichtet wird. Dem Arzt kommt in erster Linie die Aufgabe zu, die Konstitution eines Patienten zu bestimmen, um dann die nötige Behandlung zu veranlassen. Die individuelle Konstitution ist ein Schlüsselbegriff im Ayurveda. Nach ayurvedischem Verständnis besitzt jeder Mensch eine angeborene, unveränderliche Konstitution (*Prakriti*), welche sich aus den Lebensenergien, den *Doshas Vatta*, *Pita* und *Kapha* zusammensetzt und die individuelle Norm eines ausgeglichenen Zustands darstellt. Alle Nahrungsmittel, aber auch Lebensbedingung wie Stress oder Umwelteinflüsse tragen bestimmte Attribute der *Doshas* und haben einen direkten Einfluss auf die Konstitution eines Menschen. Es wird somit angestrebt die aktuelle Konstitution, der angeborenen Konstitution eines Patienten anzugleichen, da jede Krankheit als die Manifestation eines Ungleichgewichts der Lebensenergien, bzw. einer Differenz zwischen aktueller und angeborener Konstitution angesehen wird. So wird zur Behandlung akuter Beschwerden, wie auch zur Prävention verfahren. Soweit ein sehr kurzer Einblick in das ayurvedische Medizinsystem.

Eine Bestimmung meiner Konstitution nutzte ich bei allen Ärzten um einen Zugang zu finden. Ich ließ mich, zwar beschwerdefrei, untersuchen. Dabei fanden tatsächlich alle Ärzte eine leichte Störung meiner *Doshas* vor, jedoch wurde mir jedes Mal ein unterschiedliches *Prakriti* zugewiesen. Im Anschluss an diese Untersuchungen erklärte ich den Ärzten mein wirkliches Anliegen und bat um die Erlaubnis in und vor den Kliniken mit ihren Patienten sprechen zu dürfen. Ein Arzt lehnte dies strikt ab, aber die anderen Beiden standen mir die nächsten Wochen immer gerne für Fragen zur Verfügung und hatten selbst großes Interesse an meinem Vorhaben. So verbrachte ich die nächsten beiden Wochen zu meist auf einer kleinen Bank vor der Klinik von Dr. A. und unterhielt mich mit seinen Patienten. Dies war eine Zeit

stetig wachsender Ernüchterung. Zwar kam ich mit vielen Patienten ins Gespräch doch stellte sich heraus, dass (zumindest in den ersten drei Wochen) niemand von sich erzählte krank zu sein, geschweige denn an einer Krankheit zu leiden. Ich sprach in dieser Zeit mit 32 Patienten, ausnahmslos wurde mir berichtet der Grund des Besuchs beim ayurvedischen Arzt sei sekundär. Primär ginge es darum Urlaub zu machen oder eine Zeit im *Ashram* zu verbringen, dort zu meditieren und mit sich selbst in Einklang zu kommen. All diese Antworten passten überhaupt nicht zu meiner ursprünglichen Fragestellung und so endeten viele Gespräche bereits nach fünfzehn Minuten. Zum einen wusste ich nicht was ich fragen sollte, aber häufig lag es auch einfach daran, dass Leute, welche zum Entspannen nach Indien gekommen waren, dies mit solch westlicher Effizienz taten, dass in ihrem strengen Zeitplan wenig Platz für Gespräche vorgesehen war. Oft wurde mir berichtet sie wollten dem stressigen Leben in Europa kurzzeitig entkommen und hatten dafür wahre Stundenpläne von Anwendungen in Massagesalons oder Termine zur Meditation erstellt.

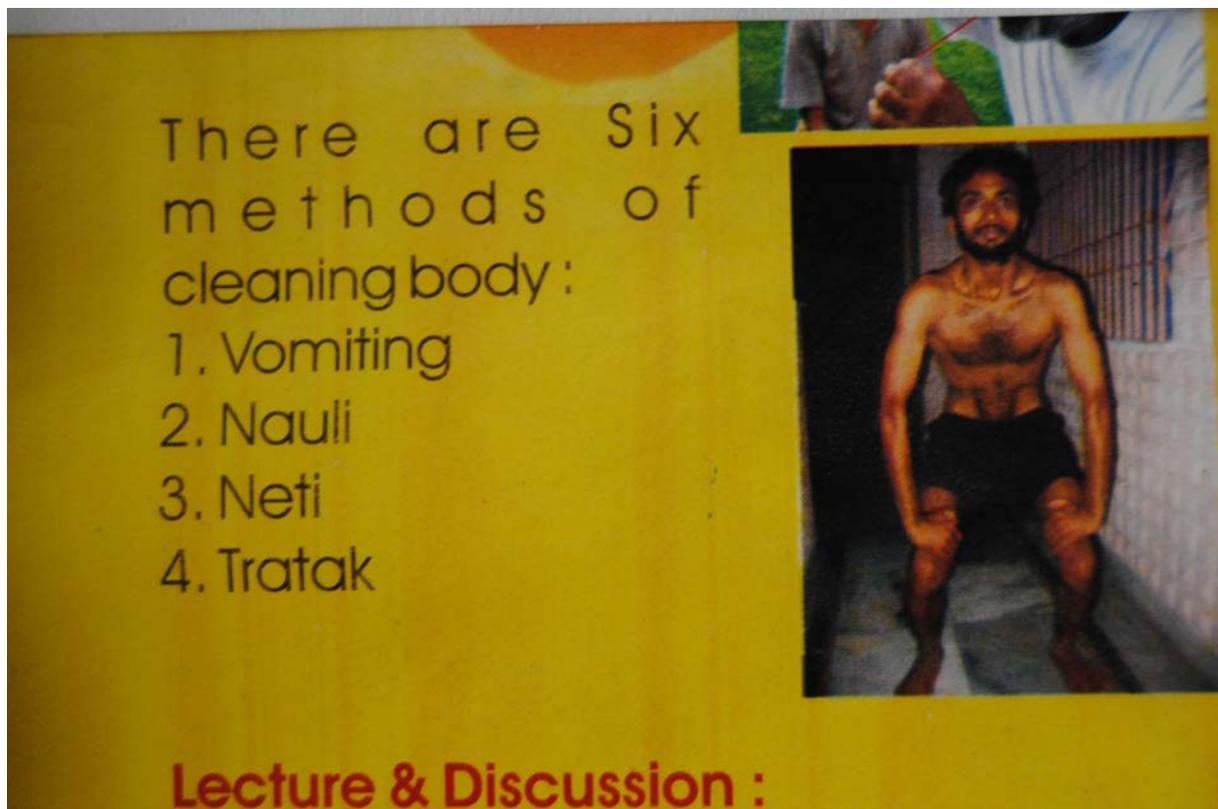


Foto: Claus Gutknecht

Ich hatte gehofft, Menschen mit einem spezifischen, benennbaren Leiden zu finden, welche ich im Idealfall während der Diagnose und der oft langwierigen Behandlung begleiten könnte, um einen Prozess der Adaption von ayurvedischen Konzepten mitzerleben. Ich dachte, ich könnte einen Veränderungsprozess im Verständnis für das Kranksein, dessen Ursachen und Behandlungsmöglichkeiten beobachten und dokumentieren. Dies ließ meine Forschungstätigkeit stark stagnieren. Um meine Forschung dennoch weiter zu bringen, besorgte ich mir ein indisches Handy und hängt Zettel mit meiner Forschungsidee und der Bitte, mich bei Interesse zu kontaktieren, in den Warteräumen der Praxen, in *Ashrams* und den Hotels auf. Ich fragte auch die Ärzte, ob sie mir zu Kontakt mit „wirklich“ kranken Menschen verhelfen

könnten. Es wurde versprochen, mir Bescheid zu geben, sobald ein interessanter Fall käme, doch sei das selten, da ich hier in Rishikesh am falschen Ort wäre. Dr. A. sagte mir: „In Rishikesh gibt es wenig echtes Ayurveda, hier gibt es einen, vielleicht zwei Ärzte die wirklichen Ayurveda praktizieren, der Rest ist alles *fake*, für Touristen. Ein bisschen Massage, ein bisschen Beauty, wirklich kranke Menschen gehen meist nach Kerala, dort gibt es mehr echtes Ayurveda...“. Dieser Satz begegnete mir Sinngemäß auch bei den anderen Ärzten, wobei immer auch klar gemacht wurde, wer denn dieser eine Arzt sei, der echtes Ayurveda praktiziert. Nach diesen Informationen spielte ich mit dem Gedanken meine Forschung in Rishikesh abzubrechen und die restlichen zweieinhalb Wochen in Kerala zu verbringen. Nach kurzer Recherche stellte sich jedoch heraus, dass ein Flug nicht unter 250€ zu bekommen war und somit außerhalb meines Budgets lag. Eine Zugfahrt hingegen dauert pro Strecke 52 Stunden von Delhi nach Kerala. Ich hätte dadurch fast eine Woche verloren und war mir darüber hinaus noch nicht einmal sicher, ob ich dort finden würde was ich suchte.

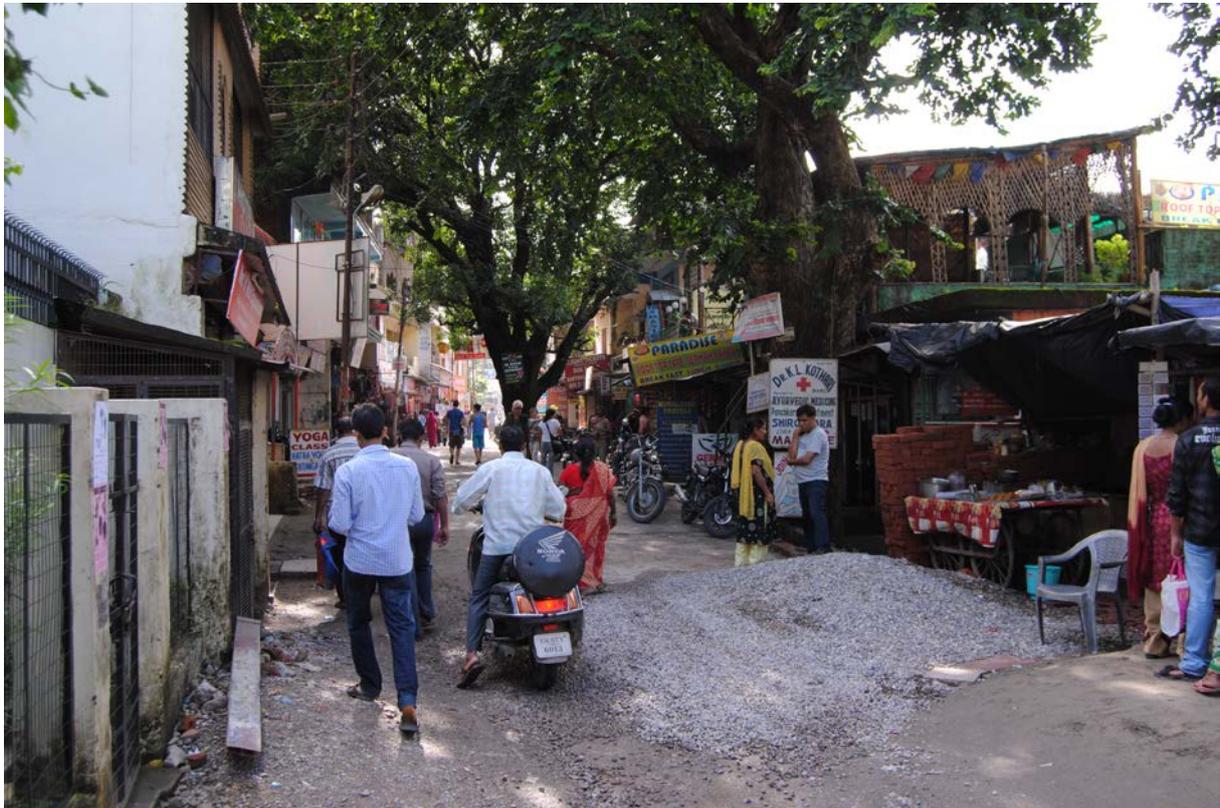


Foto: Claus Gutknecht

So blieb ich in Rishikesh, gönnte mir eine kurze Auszeit und fuhr ein paar Tage mit einem geliehenen Motorrad in die Berge. Hier entdeckte ich – mit ein wenig Abstand – die umfangreichen Inhalte meiner Daten. Meinen Aufzeichnungen und Unterlagen waren voll von Informationen in Hinblick auf qualitative Zuschreibungen der Patienten bezüglich der beiden Medizinsysteme Ayurveda und Biomedizin, sowie der Bedeutung der Authentizität im Kontext einer ayurvedischen Behandlung. Letztere rückte ich nun ins Zentrum meines Interesses. Die vorliegenden Beschwerden ließen sich oft als soziale Probleme kategorisieren. Überar-

beitung, Stress und Antriebslosigkeit traten oft mit der Überzeugung auf das „westliche Lebensmodell“ mit seinem Gewinnstreben sei sinnentleert. Eine ayurvedische Behandlung, kann aus diesen Gründen durchaus als eine Form der Medikalisierung verstanden werden, welche den Prozess der Vereinnahmung von Lebensbereichen durch die Medizin beschreibt. Die negative Einstellung zum „modernen Leben“ und zur fortschrittsorientierten Biomedizin verbindet sich oft mit dem Streben nach einer authentischen ayurvedischen Behandlung. Aus Sicht der Patienten und der Ärzte wird Ayurveda oft als rückgewandte Kunst verstanden, die in Vergessenheit zu versinken droht. Wahres Ayurveda so erklärte mir Dr. A. entstammt einer vorgeschichtlichen Zeit, einer romantischen Vorstellung eines harmonischen Urzustands als die Menschen im Einklang mit der Umwelt lebten. In weniger pathetischen Versionen begegneten mir diese Vorstellungen auch bei den Patienten. Es entstand für mich ein Bild, wie Ayurveda von den Medizintouristen gesehen wird und warum es als Behandlung in Frage kommt.

In der letzten Woche, ich war schon mit der Reflexion der Daten beschäftigt und plante keine neuen Interviews mehr, machte ich einen Spaziergang. Ich verließ Lakshman Jhula in eine mir bis dahin unbekannte Richtung, ich wollte nur ein wenig laufen und darüber nachdenken, welche Schlüsse ich aus meinen Informationen gewinnen konnte. Nebenbei hörte ich mit Kopfhörern ein paar meiner aufgezeichneten Interviews ab, eine schöne Methode die gewonnenen Information präsent zu halten. Plötzlich stand ich vor einem kleinen verrosteten Schild das auf eine ayurvedisch Klinik in 200 Metern verwies. Das neue Haus, ganz in Pink, das zwischen Rohbauten stand, welche einmal größere Hotels werden sollen, war nicht leicht zu finden, da es keine Reklame an der Fassade trug. Es entpuppte sich jedoch als ein wahrer Glückstreffer. Dr. R. dem die Klinik gehört ist praktizierender ayurvedischer Arzt, hat aber auch einen Dokortitel in allopathischer, also westlicher, Medizin. Diese Klinik unterschied sich sehr von den anderen, zumal die Patienten auch dort wohnten und alle Behandlungen vor Ort bekamen. Auch wurde für jeden Patienten individuell und nach ayurvedischen Regeln gekocht. Dr. R. erzählte mir es sei gerade Nebensaison und wenig los, entsprechend viel Zeit nahm er sich für mich und meine Fragen. Ich schilderte ihm auch die Probleme meiner Forschung und die vergeblichen Suche nach „kranken“ Menschen. Er unterbrach mich sofort, verschwand und kam zwei Minuten später mit Maurine wieder. Maurine ist Anfang 50 und leidet an Lungenkrebs. Sie erzählte mir ihre ganze Leidensgeschichte, es ist ihre zweite Krebserkrankung und zu Hause in Südafrika, gab man ihr nach der zweiten Chemotherapie, die nicht angeschlagen hatte, noch zwei bis drei Monate zu leben. Das war vor vier Jahren. Seither ist sie immer wieder für Behandlungen bei Dr. R. in Rishikesh und nimmt keine allopathischen Medikamente oder Behandlungen mehr in Anspruch. Mir drängte sich die Frage auf, wie man, in einer solch ernsthaften Situation, zur Entscheidung kommt, die allopathische Behandlung abubrechen und etwas Fremdes, Neues auszuprobieren. Ich wollte auch erfahren, wie sie über Ayurveda und die Biomedizin denkt, womit sie die Medizinsysteme assoziiert und ob und wie sich ihre Ansichten während ihrer Leidensgeschichte gewandelt haben. Die Antworten waren alle rein pragmatischer Natur. Sie hatte in Südafrika im Krankenhaus, wie sie sagte, ihr „Todesurteil“ erhalten. Es machte für sie also keinen Unterschied mehr, ob sie zu Hause sterben würde oder der Einladung von Dr. R., den sie aus der Nachbarschaft kannte und welcher dort eine zweite Klinik betreibt, sich in Indien von ihm behandeln zu lassen folgte. Weiter erfuhr ich, dass sie von Ayurveda sehr wendig verstand und darauf keinen Wert legte, sie nutzte schlicht was ihr Befinden verbesserte. Sie erläuterte

mir auch präzise die Abläufe einer Chemotherapie und die immensen Nebenwirkungen. Es sei es nicht wert, sich ein paar Monate nicht lebenswerte Zeit durch eine Chemotherapie zu erkaufen, war ihr Fazit. Ich war verbissen meine ursprüngliche Forschungsidee wieder aufzunehmen und hakte nach, ob und in wie weit sich das Verständnis für das Leid und Kranksein geändert hätte. Ob es zu einer Umdeutung gekommen sei und wie sie ihre Krankheit heute sieht und beschreiben würde. Ich war gespannt welche Begriffe sie verwenden würde, eventuell Fachbegriffe aus dem ayurvedischen System. Ihre knappe Antwort verriet mir weniger als der Blick den sie mir zuwarf. Er schrie förmlich: „Junge, wovon redest du, ich hab Krebs, da gibt es nichts zu interpretieren und zu deuten, es ist einfach Krebs und Ayurveda hilft mir.“

Die letzten Tage der Forschung verbrachte ich vorwiegend in der Klinik von Dr. R., was mir die Möglichkeit verschaffte noch mit drei weiteren seiner Patienten zu sprechen die, nach eigenen Angaben an Krebs bzw. Depressionen litten. Auch ihre Antworten ähnelten denen von Maurine. Es zeigte sich eine starke Tendenz, dass Patienten, die ihr Leiden als dramatisch einstufen, einen deutlich pragmatischeren und distanzierteren Zugang zu Ayurveda hatten. Sie verzichteten auf eine ideologische Aufladung der ayurvedischen Behandlung. Wo hingegen bei Patienten, die ihr Leid nicht als Krankheit beschreiben wollen, eher das Gegenteil der Fall war.

Alles lief schief, und das war gar nicht verkehrt

Rückblickend betrachtet, konnte ich meine Forschungsfrage nicht beantworten, da Patienten die an einer benennbaren Krankheit leiden, kaum ayurvedische Konzepte adaptieren, vielmehr zeigte sich, dass eine schlüssige Erklärung des eigenen Leids für viele Patienten nicht, wie angenommen, von zentraler Bedeutung ist. Doch diese Erkenntnis hat ihren Wert. Wie auch, dass es eine Wechselwirkung zwischen gewonnenen Daten und Forschungsfrage(n) gibt und somit die Neuformulierung oder Anpassung der Fragestellung teils unumgänglich und ein zentraler Bestandteil des ethnologischen Forschungsprozesses ist. Das angerissene Thema um die Authentizität und den emischen Vergleich der Medizinsysteme, stellt sich in der Nachbereitung als äußerst ergiebig heraus und die gewonnenen Daten werden die Grundlage meiner BA-Arbeit darstellen. Der wahre Wert der Forschung ist aber ein persönlicher, die Erfahrung des Forschens mit all seinen Problemen. Die Erkenntnis, dass eine banale Annahmen, wie etwa, „dass bei einem Arzt nur kranke Patienten sind“, nicht zutreffen muss und als Prämisse der Forschung, diese leicht gefährden kann, sind wichtige Erfahrungen. Und Spaß hat es auch noch gemacht, zumindest meistens.

Zitierte Literatur

Kleinman, Arthur. 1980. *Patients and Healers in the Context of Culture. An Exploration fo the Borderland between Anthropology, Medicine, and Psychiatry*. University of California Press: Berkeley, Los Angeles und London.

Claus Gutknecht hat auf der Grundlage der Forschung seine Bachelorarbeit geschrieben.

EINDRINGLINGE IM HEILIGEN LAND – VOM LEBEN AFRIKANISCHER, NICHTJÜDISCHER FLÜCHTLINGE IN ISRAEL

Julia Baumann¹

Tel Aviv, „eine Stadt der Kurzweil und des aufregenden Nachtlebens, der Kunst, der Strände, aber auch der Märkte und Festivals, eine Stadt des Glücks – kurz: eine Stadt ohne Pause, (eine) Stadt, die niemals schläft.“² So liest man es in einschlägigen Reiseführern und auf beliebten Reiseratgeberseiten. Tel Aviv sei das Herz Israels, die modernste und toleranteste Stadt des Landes und natürlich: die heimliche Hauptstadt! Tel Aviv, das heißt übersetzt „Frühlingshügel“. Dass das mit dem Frühling leicht untertrieben ist, merke ich schon als ich aus dem Flugzeug steige. Es ist Anfang September und hat knapp 40 Grad. Auf dem Weg in die Stadt halte ich die Hand aus dem Fenster des Taxis. Es riecht nach Salz und Algen. Der Fahrer verdreht die Augen und knöpft mir am Ende viel zu viel Geld ab. Aber ich bin hier und vor mir liegen sechs Wochen Feldforschung in der „weißen Stadt“.

Wer Tel Aviv bereist, dem fällt zunächst der nie abreißende Besucheransturm in der Stadt auf: Am Horizont reiht sich ein Luxushotel ans nächste. Die touristischen Hotspots sind überfüllt mit Gruppen alternder Reisender, die aufgespießten roten Fähnchen folgen und schreiend bunte Partner-T-Shirts tragen. Sie besichtigen die Stadt, das Bauhaus-Viertel, das seit 2003 zum Weltkulturerbe zählt, und die Luxus-Shopping-Straßen im Norden. Am Strand brutzeln sie neben den gestählten israelischen Vollblutzionisten, ein *Jesus loves you*-Bändchen um den sonnenverbrannten Arm und die Hotelkarte des Hilton lässig in den Bund der viel zu engen Badehose gesteckt. Ihr nächster Stopp wird Jerusalem sein. Auf der Via Dolorosa mitten im arabischen *Shuk* werden sie auf den Spuren Jesu wandeln, sich schließlich heillos verlaufen und den arabischen Verkäufern für den Weg nach Hause eine Menge bunte Schein in die Hand drücken. An der Tel Aviver Strandpromenade flanieren braun ge-

¹ Der Forschungsaufenthalt in Israel wurde mit Mitteln von „Lehre@LMU“ gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

² http://goisrael.de/Tourism_Ger/Reiseziele%20in%20Israel/Tel%20Aviv/Seiten/default.aspx?gclid=COngoJPRuboCFU633godDTUA7Q

brannte Model-Pärchen mit riesigen Sonnenbrillen. Abends tanzt man auf In-Partys, trinkt schlechtes und überteuertes Bier und wenn man braun gebrannt zurückkehrt in die Eiswüste des Heimatlandes, wird man bei seinen Freunden und Bekannten damit angeben Tel Aviv gelebt zu haben, in der Modemetropole, der Stadt der Kunst und der *Lifestyle*-Trends.

Aber nicht alles in Tel Aviv ist so unbeschwert wie es scheint. Immer wieder gibt es in Israel Selbstmordattentate und die Beziehungen zu den arabischen Nachbarländern sind nach wie vor konfliktbelastet. Ich fliege mitten in der Syrienkrise. Die ersten Nächte liege ich im Bett und warte auf den großen Knall. Fast täglich erreichen mich beunruhigende Nachrichten. Amerika will aus dem Gaswaffen Einsatz Syriens militärische Konsequenzen ziehen, der Iran plant daraufhin einen Vergeltungsschlag gegen Israel. Der elfte September jährt sich, *Jom Kippur* kommt und am Himmel fliegen israelische Kampfbomber Streife. Jede Nacht Sirenen, jede Nacht Geschrei. Tel Aviv ist eine laute Stadt und das europäische Ohr zuckt mit jedem Geräusch zusammen. Als ich es schließlich nicht mehr aushalte und mein Herz einigen Tel Aviver Bewohnern ausschütte, sehen sie mich vollkommen verständnislos an: „Sei nicht besorgt. Nicht hier, nicht in Tel Aviv, nicht in Israel. Wir sind frei. Nichts wird passieren.“ Nichts wird passieren? Na ja, nach jahrzehntelangen Kriegen ist das wohl die einzige Möglichkeit abzuschalten, denke ich, und beschließe mir etwas der israelischen Mentalität abzuschauen: Nicht aufregen, den Tag leben, morgen könnt es ja schon vorbei sein. Diese Ungewissheit katapultiert einen in einen seltsamen Strudel des Glücks und der Angst zugleich. Schlechte Nachrichten werden einfach ignoriert oder wenn sie unüberwindbar vor einem stehen, dann werden sie zumindest bunt angemalt, damit sie nicht mehr ganz so furchteinflößend wirken. Im ersten Moment hört sich das nach einer guten Lebensphilosophie an. Nach kurzer Zeit merke ich, dass ich so nicht leben kann. Offensichtlich mache ich immer zur falschen Zeit die Augen zu. Die Schattenseite der „weißen Stadt“ ohne die glatten und cleanen Bauhausfassaden und die aufregenden Partys, in der nichts als das nackte (Über-)Leben zählt, offenbart sich mir mit Wucht. Die Idylle durchbrochen von Konflikten und traditioneller Melancholie. Drogen und andere Suchtmittel gehören genauso zum Stadtbild wie der Müll auf den Straßen. Die Bettler mit den offenen Wunden, der stinkende Morast in den Abwasserrillen, die kaputten Häuser und die wuselnden Kakerlaken und Ratten fallen mir immer häufiger auf - der Tel Aviver Frohsinn wird für mich immer mehr zur Überforderung.

Tel Aviv vereint auf knapp siebzig Quadratkilometern die reichste und ärmste Gegend Israels. Schon an meinem ersten Tag warnt man mich davor alleine und vor allem nachts in die Viertel im Süden zu gehen. „Das ist ihr Revier. Das Revier der Schwarzen. Hier herrscht Ordnung und Gesetz... dort machen die was sie wollen“. Ich gehe natürlich trotzdem. Die Viertel sind voller afrikanischer Flüchtlinge. Sie schlafen auf den Straßen und in Parks; Sie arbeiten, wohnen, leiden und lachen in der weißen Stadt. Eine Ironie, die nur das Leben malen kann. Seit einigen Jahren strömen Menschen in das pro-westliche Land. Alle haben einen langen Weg des Leides, der Flucht und der Vertreibung hinter sich. Laut Hochrechnungen leben heute circa 60.000 afrikanische Flüchtlinge in Israel. Die meisten kommen aus Eritrea, dicht gefolgt von Sudanesen. Seit der Staatsgründung 1948 hat Israel gerade einmal die Anträge von etwas über 150 Asylbewerbern angenommen. Zum Vergleich dazu wurden in Deutschland 2013, wie die Süddeutsche Zeitung vom 13.10.2013 berichtet, etwa dreißig Prozent der

Asylanträge zumindest vorläufig angenommen. Alleine im September reichten in Deutschland fast 11.500 Menschen ihre Bewerbungen ein.³ Trotz der schlechten Aussichten auf Asyl kommen immer mehr Flüchtlinge über die Grenze zu Ägypten nach Israel. Aber warum gerade nach Israel? Um diese Frage zu beantworten, muss man sich intensiver mit der Geschichte der beiden Ursprungsländer beschäftigen.

Eritrea war seit 1890 eine italienische Kolonie. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde das Gebiet 1947 zum britischen Mandatsgebiet. Die Vereinten Nationen entschieden sich eine Föderation der Provinz Eritrea mit Äthiopien zu unterstützen und zu fördern. Der äthiopische Kaiser Haile Selassie unterdrückte die politischen Rechte der eritreischen Bevölkerung in den 1950er Jahren jedoch systematisch und annektierte das eritreische Staatsgebiet schließlich. Dies führte zu einem Unabhängigkeitskrieg, der erst nach dreißig Jahren 1991 mit dem Sieg der Eritreischen Volksbefreiungsfront (EPLF) sein Ende fand. Hieraus entstand die von der UN überwachte Unabhängigkeit Eritreas. In den Folgejahren verschlechterten sich die Beziehungen zwischen Äthiopien und Eritrea aber zunehmend. 1998 brach ein Grenzkrieg aus, der in einer Patt-Situation endete. Seit dieser Zeit ist die UN-Beobachtermission UNMEE in den Grenzregionen stationiert, um den rechtmäßigen Grenzverlauf zu markieren, der 2002 von einer unabhängigen Grenzkommission festgelegt wurde. Bis heute ist die Durchführung dieser Grenzmarkierung aber nicht möglich. 2008 entschieden die Vereinten Nationen das Mandat der UNMEE nicht weiter zu verlängern. Von offizieller Seite befindet sich Eritrea seit 1997 in einer Übergangsphase zur Demokratie. Die Realität aber zeigt ein anderes Bild: Die Republik Eritrea ist das letzte und einzige afrikanische Land, in dem ein offiziell festgeschriebenes Einparteiensystem vorherrscht. Der Verfassung zufolge ist das Staatsoberhaupt ein Präsident, welcher für fünf Jahre gewählt wird. Da die Verfassung allerdings bis heute nicht in Kraft getreten ist, regiert der bisherige Präsident Isayas Afewerki seit 1993 ohne Unterbrechungen. Die Situation der Menschenrechte in Eritrea wird von vielen Menschenrechtsorganisationen und auch vom Auswertigen Amt angeprangert: Die Ausübung politischer und bürgerlicher Freiheiten seien äußerst begrenzt. Oppositionelle Kräfte seien durch Folter und Isolationshaft ausgeschaltet worden. Zum Verlassen des Landes müssten Ausreisevisa beantragt werden, welche strengen Vorschriften unterliegen und meistens abgelehnt würden. Das Grenz Militär unterliege einem Schießbefehl zur Tötung von Landesflüchtigen. Des Weiteren würden bereits Minderjährige im Schulalter zu unbegrenzten und damit lebenslangen Wehrdienst verpflichtet, was eine große Anzahl von flüchtenden, unbegleiteten Kindern nach sich ziehe, so Amnesty International. Seit 2001 sind zahlreiche Regimekritiker ohne rechtsstaatliches Verfahren verhaftet und seit Jahren ohne jeden Kontakt zur Außenwelt an geheimen Orten inhaftiert worden. Eritrea hat gegen alle Ausländer seit dem Juni 2006 Beschränkungen der Bewegungsfreiheit verfügt. Sie benötigen für Reisen außerhalb der Hauptstadt Asmara eine Reiseerlaubnis. Es gibt keine freie Presse. Zudem brechen immer wieder Hungerkrisen und Dürreperioden aus. Die Bevölkerung Eritreas zählt zu einer der ärmsten weltweit. Laut Statistik sind weltweit etwa 210.000 eritreische Flüchtlinge registriert. Noch viele mehr leben illegal im Untergrund. Bei einer Gesamtbevölkerung von etwa fünf Millionen, kann also durchaus von einem Massenexodus gesprochen werden.

³ <http://www.sueddeutsche.de/politik/asylantraege-festung-deutschland-1.1793946>

Ähnlich gravierend ist die Lage im Sudan: Nach der Loslösung von der ägyptischen Fremdherrschaft war das Land ab 1899 bis 1953 britische Kolonie. 1956 wurde nach einer Volksabstimmung die Republik Sudan ausgerufen. Nach immer wiederkehrenden Putschen fand sich das Land mit einem Bürgerkrieg konfrontiert. Dieser forderte mehrere hunderttausend Todesopfer und einige Millionen Flüchtlinge. Die Zahl an rekrutierten Kindersoldaten ist nicht genau belegbar. In den 1970er Jahren orientierte sich die sudanesishe Politik an Ägypten und so wurden einige sozialistische und panarabische Reformen durchgeführt. Mehrere Jahrzehnte lang herrschte ein Einparteiensystem. 1983 wurde die Scharia als allgemeingültiges Gesetzssystem installiert. Homosexualität wurde kriminalisiert. Gemäß der Verfassung von 1998 ist der Sudan eine Islamische Republik und wird seit 1989 von einer Militärregierung regiert. Staatsreligion ist der Islam. Der Präsident wird alle fünf Jahre direkt vom Volk gewählt und hat allgemeine Entscheidungsgewalt. Seit 2000 ist die Nationale Kongresspartei (NCP) unter al-Baschir an der Macht. Rein formell besitzen alle Sudanesen im Alter ab achtzehn Jahren das Wahlrecht. Menschenrechtsorganisationen bezeichnen den Sudan allerdings als klare Militärdiktatur. Das 2005 unterzeichnete Friedensabkommen zwischen der Regierung in Khartum und der SPLA, der wichtigsten südsudanesischen Rebellen­gruppe, gewährte dem Südsudan Autonomie und führte schließlich 2011 zur Unabhängigkeit des Südsudans. Auch nach dem vermeintlichen Ende des Bürgerkrieges waren Angriffe auf Dörfer, Vergewaltigungen und andere Gewalttaten aber nach wie vor an der Tagesordnung. Besonders die Zivilbevölkerung in Darfur leidet bis heute unter Übergriffen. Auch aus diesem Grund haben sich in der Region Rebellen­gruppen aus den einzelnen „schwarzafrikanischen“ Ethnien, den Fur (knapp ein Drittel der Bevölkerung), den Masalit und den Zaghawa zusammengeschlossen. „Arabische“ Volksgruppen, die seit dem 13. Jahrhundert in den heutigen Sudan vorgedrungen waren, werden meist unter der Bezeichnung „Baggara“ zusammengefasst. Insgesamt lassen sich etwa dreißig verschiedenen Kulturgruppen in der Region Darfur und etwa fünfhundert verschiedene Ethnien mit einer jeweils eigenen Sprache im ganzen Sudan feststellen. Die meisten Gruppen sind sunnitische Muslime, Christen oder Anhänger anderer Religionen. Im Allgemeinen fordern die Rebellen­gruppen mehr Mitbestimmungsrecht und werfen der „arabisch“ geprägten Regierung vor, die „schwarzafrikanischen“ Ethnien systematisch zu diskriminieren. Die Regierung geht als Reaktion militärisch mit Luftbombardements und Bodenangriffen gegen die Rebellen vor und unterstützt die lokale Miliz, die aus arabischen Reiternomaden besteht und unter der Bezeichnung *Dschandschawid* („bewaffnete Dämonen zu Pferd“) weltweit für ihre Brutalität bekannt geworden ist. Wichtig zu bemerken ist, dass der Konflikt, der ursprünglich aus einer ökonomisch begründeten Auseinandersetzung zwischen Viehhirten und Weidenomaden entstanden war, sich durch manipulatives Zutun der Regierung zu einem ethnisch begründeten Streit ausgedehnt hat. Die Begriffe „schwarzafrikanisch“ und „arabisch“ sind also weniger als tatsächliche ethnische Unterscheidung, denn als sozial konstruierte, ethnische Identitäten zu verstehen. Im April 2004 wurde aufgrund des internationalen Drucks ein Waffenstillstandsabkommen geschlossen, für dessen Einhaltung die Friedensmission African Union Mission in Sudan (AMIS) mit Unterstützung der NATO sorgen sollte. Im gleichen Jahr verabschiedete der Kongress der Vereinigten Staaten eine Resolution, die forderte, die Verbrechen der sudanesischen Regierung und der *Dschandschawid* in Darfur als Völkermord (Genozid) zu bezeichnen. Dies würde allerdings, nach einer Gesetzesverabschiedung von 1948, die Unterzeichnerländer zum Einschreiten zwingen. Hierfür müsste ein Nachweis für die Schuldigkeit der sudanesischen Regierung erbracht werden. Dies ist fast unmöglich und zwingt die Vereinten Nationen und

Menschenrechtsorganisationen, wie Amnesty International oder Human Rights Watch, nicht von Genozid, sondern von allgemeinen „Ethnische Säuberungen“, „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ und „Kriegsverbrechen“ zu sprechen. Ein Eingreifen der internationalen Gemeinschaft ist unwahrscheinlich. Auch nach dem Friedensabkommen blieb die Situation aber mehr oder minder unverändert. Die UN geht allein in Darfur von etwa 300.000 Toten bis Ende 2008 aus. 2,5 Millionen Menschen wurden innerhalb der Region vertrieben. Allein im Jahr 2008 wurden über 220 Fahrzeuge von Hilfsorganisationen gestohlen. Über hundert Mitarbeiter von Hilfsorganisationen wurden entführt, 34 UN-Mitarbeiter kamen ums Leben. 2009 stellte der Internationale Strafgerichtshof (ICC) einen Haftbefehl gegen Präsident al-Bashir wegen Kriegsverbrechen in zwei Fällen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in fünf Fällen aus. Als Reaktion darauf verwies die Regierung die meisten internationalen, humanitären Organisationen des Landes. Es kam zu willkürlichen Festnahmen, Folter und anderen schweren Misshandlungen und Entführungen. Bis heute sind etwa eine halbe Million Flüchtlinge und etwa zwei Millionen binnenvertriebene Sudanesen auf der Suche nach einem besseren Leben. Die meisten wurden von ihren Familien getrennt und wandern von einem Land ins nächste.

„Ich dachte, Israel sei ein guter Ort. Dort gibt es kaum Araber und das Land ist westlich. Ich dachte dort werden sie uns helfen, dort werden wir frei sein“, sagt Ibrahim.⁴ Während er mit mir redet sieht er sich seltsam unruhig immer wieder um. „Es war ein Unfall, ich bin durch einen Unfall nach Israel gekommen. Ich wollte hier gar nicht hin!“ Ich denke darüber nach, was er wohl mit dem Unfall meinen könnte. Als ich nachfrage, sieht er nur mit glasigen Augen durch mich hindurch. „Ich gehe zurück“, sagt er unvermittelt, „bald“. Ich frage, was er mit bald meint. Er sagt, er gehe so bald wie möglich, wenn er genug Geld habe und sich eine Möglichkeit biete. Ich versuche es ihm auszureden. Ich sage ihm, dass sie ihn umbringen werden, wenn er zurückgeht, dass er zwischen die Fronten des Krieges gelangen wird, dass allein die Reise schon gefährlich sei, dass er nicht gehen solle... Er sieht mich mit einem traurigen Lächeln an. „Wir sterben hier... wir leben in einer Hölle. Es ist besser im eigenen Land zu sterben“. Ich weiß nicht mehr, was ich darauf antworten soll. Ibrahim lebt seit zwei Jahren in Israel; seit 2004 ist er auf der Flucht. Wie viele andere hat er sich mit siebzehn von seiner Familie in Darfur verabschiedet, von den zwei Frauen seines Vaters und den restlichen Geschwistern, von denen, die noch nicht bei Angriffen getötet wurden. Der erste Weg führt in die Hauptstadt, Karthum, doch auch dort ist der Krieg bereits angekommen. Die Arbeit dort und das Leben auf der Straße sind hart und das Geld für die Schlepper in den Tschad oder nach Äthiopien beträgt umgerechnet einige hundert Euro. In den Flüchtlingslagern reihen sich provisorische Lagerstätten und Zelte an einander. Auch hier herrschen Hunger und Perspektivlosigkeit, trotz des Engagements einiger Hilfsorganisationen. Also beschließen viele weiterzuwandern, nach Ägypten zum Beispiel. Dort ist die Situation aber gerade nach den Protesten des „Arabischen Frühlings“ genauso aussichtslos. Die Flüchtlinge sind illegal in dem Land und die islamisch-arabisch geprägten Regierungen erinnern schmerzlich an die verhassten Unterdrücker in Darfur. So entsteht die Sehnsucht nach Europa, nach dem

⁴ Um den Schutz der Personen zu gewährleisten, sind alle Namen von der Autorin abgeändert worden. Alle Zitate aus Interviews sind während des Forschungsaufenthaltes im September und November 2013 erhoben worden und wurden aus dem Englischen und Hebräischen von der Autorin ins Deutsche übersetzt.

„rechtschaffenen“ Westen und einem glücklichen Leben. Viele der eritreischen und sudanesischen Vertriebenen erkaufen sich einen Platz auf einem Schlepperboot, einen Platz zum Paradies. Im vergangenen Jahr, 2012, wagten nach Schätzungen von Pro Asyl etwa 22.000 Flüchtlinge die gefährliche Überfahrt von Afrika nach Italien. Die überwiegende Zahl der Flüchtlinge kommt aus den Bürgerkriegsländern Syrien, Eritrea, Somalia und dem Sudan. Noch viele mehr versuchen es von der Türkei über den Landweg nach Griechenland, um so in die Europäische Union zu gelangen. Die ARD berichtete am 4.10.2013, dass 2011 sogar über 60.000 illegale Grenzübertritte in die EU gemeldet worden waren.⁵ Am selben Tag war ein Flüchtlingsboot mit über fünfhundert Menschen an Bord vor der Italienischen Küste gekentert. Über vierhundert Männer, Frauen und Kinder ertranken und ihre Leichen wurden an die Küste von Lampedusa gespült. Diese Katastrophe machte die Flüchtlingsproblematik auf tragische Weise populär.



Geteilte Kultur: Vater mit Sohn auf einem sudanesischen Kulturfest zur Völkerverständigung in Arad (nahe Tel Aviv)
Foto: Julia Baumann

⁵ <http://www.tagesschau.de/ausland/fluechtlingsrouten100.html>

Neben dem Meer gibt es noch einen zweiten, billigeren Weg. Seit den Friedensverträgen Ende der 1970er ist ein Grenzübertritt zwischen Ägypten und Israel möglich.

„Als wir beschlossen von Kairo nach Israel zu gelangen, waren wir zehn Leute. Wir hatten gearbeitet und Geld von unseren Verwandten gesammelt um die Schlepper zu bezahlen. Sie luden uns auf einen Truck und wir fuhren einige Tage durch die Wüste. Es gab kein Essen und kein Wasser. Es war unendlich heiß. Als wir am Gebirge ankamen, mussten wir aussteigen und zu Fuß weiterlaufen. Fünf Tage sind wir gelaufen und dann sahen wir die Grenze. Wir mussten uns verstecken und warten. Wir warteten weitere drei Tage. Dann sind wir losgelaufen. Die ersten Zwei wurden von der ägyptischen Armee erschossen (...), einer wurde verletzt, den haben wir bis über die Grenze geschleppt, drei andere haben sie angeschossen und geschnappt. Darunter auch meinen besten Freund. Ich habe bis heute nichts mehr von ihm gehört.“

Ahmed ist dreißig Jahre alt und trägt einen billigen Anzug. Er hat sich fein gemacht für unser Interview. Er hat kohlrabenschwarze Augen, die mich meist schelmisch anblitzen. Heute ist das nicht so. Ich merke, wie ihn unser Filminterview aufwühlt. Also dringe ich nicht weiter in ihn. Ich weiß ja ohnehin schon wie die Geschichte weitergeht. Ahmed schaffte es über die Grenze nach Israel. Die Grenzsoldaten begegneten ihm zunächst freundlich und brachten die völlig erschöpfte Gruppe in ein Auffanglager mitten in der Negev. In solchen Auffanglagern, die man eigentlich als Gefängnisse bezeichnen muss, werden die Illegalen gesammelt und befragt. Wie bist du hierhergekommen? Mit dem Schlepper. Was willst du hier? Leben. Die meisten verbringend mehrere Monate dort. Einige können die geforderte Ablösesumme zusammensammeln und erhalten ein einmonatiges Aufenthaltsrecht.

„Man sagte uns wir sollen nach Tel Aviv, sie drückten uns eine Busfahrkarte in die Hand und so fuhren wir los. Ich freute mich auf Tel Aviv, ich dachte dort würde man uns ein Dach über dem Kopf und etwas zu Essen geben. Als wir ankamen war alles anders. Sie schmissen uns einfach am Bahnhof raus. Wir konnten die Sprache nicht und kannten niemanden. Bis wir die ganzen Leute im Levinsky Park sahen. Wir fragten sie nach Essen und Unterkunft und sie sagten uns: Das ist Israel, das hier ist eure Unterkunft und euer Essen! Ich konnte es gar nicht glauben. Dafür war ich geflohen? Dafür hatte ich all mein Geld gegeben? Und so hungerten wir und schliefen die nächsten Monate auf dem harten Boden.“ (Djamal, 28)

So oder so ähnlich geht es den meisten Ankömmlingen. Viele verhungern oder erfrieren in dem Park im Süden Tel Avivs. Die anderen finden vielleicht einen Arbeitsplatz oder kommen bei Bekannten unter. Mit der Zeit können sie sich vielleicht auch ein kleines Zimmer leisten. Aufgenommen in der israelischen Gemeinschaft werden sie nie, sie sind „Eindringlinge“ und „Kriminelle“.⁶ In Israel gab es bis zur Ankunft erster Flüchtlinge eine Gesetzgebung für nicht-jüdische Asylbewerber. Keiner konnte mit solch einer massenhaften Zuwanderung rechnen. Und außerdem will man diese Menschen sowieso so schnell wie möglich wieder loswerden. Die Regierung unter Netanjahu, gestärkt durch einen großen rechtsorientierten Block im

⁶ Siehe zum Beispiel Haaretz-Artikel: <http://www.haaretz.com/news/diplomacy-defense/1.527706>

Parlament, lehnt die offizielle Aufnahme der Flüchtlinge strikt ab. Die politische Rhetorik ist gespickt von anti-afrikanischer Polemik. Seit 2012 hat man eine Mauer an der Grenze zum Sinai gebaut. Auf ihr sind Stacheldrahtrollen verlegt; von den Aussichtstürmen leuchten Lichter in das Grenzgebiet. Die Soldaten haben Schießbefehl. Seit dieser Zeit gibt es keine neuankommenden Flüchtlinge mehr. Aber die Wüste ist voller Leichen. Immer wieder gibt es Demonstrationen gegen die sogenannten „Eindringlinge“, die sich schon im Land befinden. Lynchmobs gehen auf die Suche nach potenziellen Opfern und Schwarze werden auf der Straße angespuckt. Auch meine Arbeit stößt auf erbitterten Widerstand. Viele Israelis, die ich treffe, können mich und meine Motivation nicht verstehen. „Bedenke durch was das jüdische Volk gegangen ist!“ redet meine israelische Bekanntschaft auf mich ein, „der Holocaust, die ewige Diaspora, die Flucht aus Ägypten, der Kampf um unser Land... Und was haben wir gemacht? Wir sind reich geworden! Und was machen die? Sie vergewaltigen jüdische Frauen in Süd-Tel Aviv!“ So oder so ähnlich begegnen mir viele Israelis. In einen Kindergarten, der von eritreischen Frauen verwaltet und organisiert wird, wird ein Molotow-Cocktail geworfen. Fast jeden Tag ist ein neuer, negativer Artikel in der kostenlosen, regierungstreuen Zeitung. Menschenrechtsorganisationen, wie Amnesty International, kämpfen mit der Presse, den Regierungsbeschlüssen und gegen die aufkommende Frustration. Offiziell ist es afrikanischen Flüchtlingen mit Aufenthaltsrecht nicht erlaubt zu arbeiten. Einige finden allerdings doch ein paar schlecht bezahlte Jobs. Sie waschen Teller in Restaurants und säubern den Strand vom Müll. Die meisten haben keine Krankenversicherung, denn die muss von Nichtbürgern selbst bezahlt werden. Krankenhäuser nehmen sie bei Krankheitsfällen nicht auf und viele werden um ihr Gehalt betrogen. Der Kontakt zu Familie und Freunden zu halten ist schwierig. In einem Interview spricht Michael Ben-Ari, Knesset-Mitglied zwischen 2009 und 2013, ehemaliges Mitglied der nationalen *Halhud HaLeumi* („Nationale Vereinigung“) und Gründer der *Otzma LeYisrael* („Starkes Israel“), über den politischen Umgang mit den Flüchtlingen: „Sie haben ein Zuhause dort (wo sie herkommen)! (...) Wir werden zu einem Land der Immigranten(...). Das ist das Ende von Israel (...). Das ist bedrohlich, weil es nicht länger ein jüdischer Staat sein wird (...). Unser Staat ist anders als andere Staaten. Wir ziehen in den Krieg gegen das Phänomen der Assimilation (...)“⁷

Als ich dem Taxifahrer die Adresse nenne, sieht er mich besorgt an. Wir fahren los. Am Ziel angekommen, fragt er mich ob ich wirklich aussteigen wolle, ob ich diese Leute wirklich kennen würde. Ich sehe aus dem Fenster und nicke. Das Auto in einer kleinen Seitenstraße in der Nähe des Levinsky-Parks. Hier befindet sich eines, der neuen Gemeindezentren der sudanesischen Gemeinschaft in Tel Aviv. Es ist eine kleine Baracke mit Wellblechdach. Auf der schmalen Rasenfläche davor sitzen Männer in kleinen Grüppchen und trinken heißen Tee. Sie winken mir. Heute ist Musikabend mit Tanz und Trommeln. Ich höre kaum noch, wie der Taxifahrer weiter auf mich einredet. Aus seinem Radio tönt moderne, arabische Musik. Ich drücke ihm das Geld für die Fahrt in die Hand und versichere ihm, dass ich hier sicher bin. Er macht sich anscheinend ehrlich Sorgen. Als ich aussteige, weht mir ein warmer Wind vom Meer entgegen. Es ist Abend und die wenigen Lichter verbreiten schummriges Licht. Obwohl es schon dunkel ist, sind die Straßen voller Menschen. In meinem Kopf schweben Ahmeds

⁷ Michael Ben-Ari, übersetzt ins Deutsche von der Autorin, Quelle: http://www.youtube.com/watch?v=dPxx4Aff3IA&desktop_uri=%2Fwatch%3Fv%3DdPxx4Aff3IA&app=desktop

letzte Worte in unserem Interview: „Es ist nicht alles schlecht in Israel. Wir können hier leben und sie haben uns aufgenommen. Wir können unsere Muttersprache sprechen und unsere Musik machen, ohne Gefahr zu laufen verhaftet zu werden.⁸ Wir werden ihnen ewig dankbar sein. Und nicht alle Israelis sind schlecht. Einige, wenige sind anders. Alles verändert sich ständig“. Ich denke an die Proteste, die seit einigen Tagen im Sudan ausgebrochen sind. Einige sprechen schon von einer Revolution. Ich denke an das Urteil des obersten, israelischen Gerichts, das das monatelange Einpfarren von Neuankömmlingen in Gefängnissen ohne einen entsprechenden Prozess oder Vorwurf für verfassungswidrig erklärt hat. Ein Lichtblick für uns alle. Bald müssen also die letzten Insassen entlassen werden und der Park wird wieder voller hungernden Menschen sein. Von weitem höre ich Trommeln, Musik und Lachen. Für ein paar Stunden kann man hier abschalten, einmal nicht nachdenken und sich in den komplizierten Rhythmen einer lebendigen Kultur verlieren – auch ich. Und für einen Moment bin ich einfach nur glücklich.

Julia Baumann hat auf der Grundlage der Forschung in Israel ihre Bachelor-Arbeit geschrieben.

⁸

Gemeint ist die traditionelle Musik und die traditionelle Sprache der einzelnen Ethnien, in Ahmeds Fall die der Fur.

ISTANBUL – IST ART COOL?

MARIEL MÜLLER, FELIZITAS HOFFMANN, MARIELUISA
LENGLACHNER¹

Die Stadt ist für viele junge Menschen ein Sehnsuchtsort der besonderen Art. Gerade durch monatelange Demonstrationen mit politischer Bedeutung aufgeladen, bekommt die 14 Millionen-Stadt am Bosphorus die – zumindest mediale - Aufmerksamkeit, die sie verdient. Auch wenn es hierbei um größere politische Themen ging, die die ganze Türkei betrafen: An keinem anderen Ort der Türkei hätten sich solche Proteste in ähnlicher Weise ereignen können, wie es in dieser vibrierenden Metropole im Sommer 2013 der Fall war. Schon lange ist sie der *Melting Pot* der Kulturen, der wahre Hotspot für Backpacker auf der Suche nach der individuellsten und spannendsten Stadt Osteuropas. Doch was ist es, was diese Stadt so anziehend macht? Ist es das „Zusammenschmelzen der Kulturen“ oder besser: das „Aufeinanderprallen des Ostens und des Westens“? Warum ist diese Stadt ein Magnet für junge Kreative? Häufig wird die Stadt als „cool“ beschrieben - was macht ihre Coolness aus?

Et Voilà! Die Idee für unser Forschungsprojekt war geboren. Im Rahmen eines Forschungsseminars mit dem Schwerpunkt Film wurde uns das Thema „Cool Istanbul in München“ vorgegeben. Innerhalb des Seminars galt es, sich dem Thema wissenschaftlich zu nähern, sowie das Handwerk des Filmens zu erlernen. Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit diesem Thema wurde uns klar, dass sich unser Kurzdokumentarfilm mit der zeitgenössischen Kunstszene Istanbuls und Münchens beschäftigen sollte. Der Arbeitstitel (bei dem es letztendlich auch bleiben sollte) lautete:

¹ Unser Forschungsaufenthalt in Istanbul wurde von „Lehre@LMU“ gefördert. Wir bedanken uns ganz herzlich für die Unterstützung.

„Istancool“

Die Kunstschaffenden, die wir schließlich für unser Projekt gewinnen wollten, haben 2010/2011 an einem Austauschprojekt („art.homes“) zwischen Istanbul und München teilgenommen, für das sie einige Wochen zusammen lebten, arbeiteten und schließlich ihre gemeinsam geschaffenen Werke ausstellten. Immer jeweils ein Istanbuler teilte für diese Zeit eine Wohnung mit einem Münchner Künstler, 2010 in Istanbul, ein Jahr später in München. Der kulturelle Austausch, sowie das Knüpfen neuer Beziehungen und Freundschaften standen hierbei im Vordergrund.



© Hoffmann, Lenglachner, Müller, 2013

In den folgenden Wochen schrieben wir so viele E-Mails wie noch nie, entwickelten hartnäckige Anruftaktiken und übten uns in Überraschungsbesuchen, um unsere gewünschten Ansprechpartner von der Teilnahme an unserem Projekt zu überzeugen. Schließlich hatten wir unsere Gruppe aus Galeristen, Künstlern und Kunstprofessoren zusammen, die sich bereit erklärten, uns in ihre oft hektische und energiegeladene, manchmal skurrile, aber immer faszinierende Welt hineinschnuppern zu lassen. Da die türkischen Teilnehmer des Austauschprojekts alle in Istanbul wohnhaft sind, wollten wir sie dort besuchen, um sie in ihrem gewohnten Wohn- und Arbeitsfeld zu beobachten und kennenzulernen. Für diese Reise erhielten wir Förderungsgelder des Instituts für Ethnologie. Die primären Fragen, die sich uns

im Zuge unserer Recherche über das „art.homes“ Projekt stellten, waren: Worin besteht die Verbindung der zwei Städte? Wie finden Istanbul Künstler Inspiration in München und umgekehrt? Wie und in welcher Form fand der kulturelle Austausch zwischen den Künstlerpartnern statt? Und welche Hindernisse und Probleme traten gegebenenfalls auf?

Unsere Vorgehensweise lief normalerweise wie folgt ab: Wir begleiteten die bereits kontaktierten Künstler zu ihrem Arbeitsplatz, in den meisten Fällen ihr Atelier oder eine Galerie und beobachteten sie bei der Arbeit und führten dann ein Leitfadeninterview zu Themen, die wir uns vorher in der Gruppe überlegt hatten. Nach diesem Vorgespräch bauten wir die Technik (Kamera, Ton, Beleuchtung) auf und ließen uns von ihnen ihre Arbeit erklären. So hangelten wir uns von Interview zu Interview und merkten, wie wir langsam mehr Übung in Koordination mit dem Equipment und im Umgang mit den Gesprächspartnern bekamen.



© Hoffmann, Lenglachner, Müller, 2013

Die Gesprächspartner waren meist sehr offen, antworteten ohne Scheu oder Zurückhaltung auf unsere Fragen und nahmen sich viel Zeit dafür. Wir begleiteten sie zu ihren aktuellen Ausstellungen und versuchten ihre Lebensrealität und ihr aktuelles Werk so gut wie möglich zu erfassen.

Risiken und Nebenwirkungen

Es kristallisierte sich schnell heraus, dass wir als blutige Anfänger nicht zu viel von uns und unseren Interviewpartnern bzw. zukünftigen Protagonisten erwarten durften. Wir verkörperten sprichwörtlich das Prinzip *Learning by Doing* und machten Fehler und Erfahrungen, für die wir im Nachhinein dankbar sind. Schließlich mussten wir zusätzlich auch die gesamteameratechnik erlernen und diese erstmalig anwenden.

Beispielsweise ließen wir uns von unseren Protagonisten mitreißen, sie führten zum Teil die Regie, gaben den Inhalt vor und nahmen uns sogar zu anderen Protagonisten mit. Ein Fall ist uns besonders in Erinnerung geblieben: Es war ein Interview mit einem türkischen Künstler in Istanbul geplant, den wir schon Wochen vorher kontaktiert hatten. Er schien interessiert und sehr sympathisch. Glücklicherweise schlug er einen Ort vor, an dem wir ihn ungestört interviewen konnten. (Die Suche nach geeigneten, ruhigen Orten sollte sich noch oft als Problem herausstellen, das uns Interviews erschweren würde.) Dieser Künstler lud uns in ein zentral gelegenes Studio eines ihm bekannten Künstlers ein, in dem wir, so versprach er uns, genug Platz und Ruhe hätten. Als wir dort ankamen, war jedoch außerplanmäßig der Studiobesitzer ebenfalls dort, der, wie sich schnell zeigte ein ausgeprägtes Geltungsbedürfnis besaß. Die Situation erforderte es, dass wir ihn, der ebenfalls Künstler war, wohl eher aus Höflichkeit interviewten. Doch als er uns anbot, ihn in sein Atelier in einem entfernteren wohlhabenden Viertel Istanbuls zu begleiten, schlugen wir auch das nicht ab. Im Nachhinein eine kluge Entscheidung, da es sich als interessante Erfahrung herausstellte, auch diese Seite der (kommerziellen) Kunstszene kennenzulernen. Uns war aber dennoch klar, dass dies unbrauchbar für den Handlungsstrang unseres Filmes sein würde.

Interessantes aber überflüssiges Material

Überwältigt von der Menge an interessanten und wissenswerten Aspekten der Istanbuler Kunstwelt, sammelten wir Material, das als Forschungsergebnis zwar spannend, als Material für unseren Film jedoch überflüssig war. So wurden Themen wie die Zensur der Kunst durch den türkischen Staat, die staatliche Finanzierung bzw. Nicht-Finanzierung der Istanbuler Künstler im Vergleich zur großzügigen Nachwuchsförderung durch die Stadt München, die Konflikte zwischen der westlich orientierten und liberalen Kunstschaaffenden-Szene und den eher alteingesessenen konservativen Bewohnern einiger Viertel in Istanbul für den Film aussortiert. Umso größer war aber die Bereicherung für uns selbst. Interessiert nahmen wir solche Informationen auf, immer in der Hoffnung sie doch noch auf irgendeine Weise verwenden zu können. So tat sich vor uns ein ganzes Feld an möglichen Forschungsthemen auf. Einige werden im Folgenden skizziert: Schon zur Zeit unseres Besuchs in Istanbul kündigte sich der erst, ein paar Monate nach unserer Abreise akut werdende Konflikt ab, dessen Ursprung die geplante Bebauung des Gezi Parks darstellte: Als wir mit einem der Künstler über den

Taksim-Platz und den angrenzenden Park liefen, waren die Baustellen schon sichtbar und er erklärte uns, dass sich einige Oppositionsgruppen gegen die geplanten Bebauung wehrten. Doch Demonstrationen gehörten schon immer zu Istanbul und seinen Bewohnern, niemand konnte zu dieser Zeit ahnen, in welchem Ausmaß sich die Proteste noch entwickeln würden.

„Gentrifizierung“ war, wie man sich denken kann, ebenfalls ein zentraler Punkt, wenn es um die Stadtentwicklung und die damit eng verwobene künstlerische Auseinandersetzung ging. Wenn man einige Zeit in Istanbul verbringt, wird man zwangsläufig damit konfrontiert: Wir wohnten direkt an der Grenze zu einem Viertel, das die Einwohner ein Geisterviertel nennen, weil es schon seit langem wie leer gefegt ist. Die Menschen wurden zum großen Teil zwangsumgesiedelt. Es ist geplant, aus diesem Viertel (Tarlabaşı) ein schickes Wohnviertel für reichere Bevölkerungsgruppen zu machen.

Insgesamt gelang es uns aber ein recht umfassendes Bild von Istanbul's Kunstszene und den wichtigsten Akteure zu gewinnen. In einer Woche war es natürlich ausgeschlossen wirklich alle Aspekte genau zu beleuchten und zu dokumentieren, aber das war schließlich auch nicht das Ziel. Wir konzentrierten uns auf die Ereignisse rund um jene Zeit, in der Istanbul Kulturhauptstadt war (2010). Erstaunlicherweise erfuhren wir von beteiligten Künstlern, dass es keine nachhaltigen Projekte, Orte oder Institutionen gab, die von 2010 übrig geblieben waren.

„Kill your babies“

Zurück in München stellten wir fest, wie viel Material wir letzten Endes aufgenommen hatten: knapp elf Stunden Interviews, Stills, Schnittbilder und Landschafts-, Raum- und Kunstaufnahmen. Jetzt begann der schwierigste Teil: Das Ordnen und Aussortieren des Materials nahm mit Abstand die meiste Zeit in Anspruch und stellte auch die nervenaufreibendste Arbeit dar. Ganz nach dem Motto *Kill your babies* mussten wir also alles, was für unser Thema nicht relevant war, rausnehmen.

Im Nachhinein kann man sagen, dass wir uns mehr Zeit für die genaue Planung und Vorbereitung der Filmaufnahmen hätten nehmen müssen. Natürlich lässt sich vorher nie genau sagen, was der/die InterviewpartnerIn erzählen und preisgeben wird, aber eine Reduzierung auf gezielte Fragen speziell unser Thema betreffend hätten uns manche Arbeit erspart. Früh wurde aber klar, dass wir uns allein auf den Austausch zwischen München und Istanbul fokussieren wollten und wohl oder übel die Einbettung in die Galerienszene Istanbul's und die damit zusammenhängenden Aspekte (s.o. Zensur, Finanzierung, Politik) ausblenden mussten. Trotzdem sind wir froh, auf diese Aufnahmen nicht verzichtet zu haben, da sie als Zitate sehr wertvoll für unsere Bachelorarbeiten waren und uns einen interessanten und bisher unbekanntem Einblick in die Interna der Kunstszene ermöglichten. Zu unserem Glück wurden wir von den Menschen, die wir trafen – unabhängig davon, ob wir sie für unseren Film benötigten oder nicht – ausgesprochen aufgeschlossen und freundlich behandelt. Sie waren hilfsbereit und sehr gastfreundlich, luden uns oft zu einem Ausflug in einen Stadtteil Istanbul's ein und zeigten uns Seiten der Stadt, wir noch nicht kannten, oder gingen mit uns essen. Es war immer mehr ein freundschaftlicher Umgang, als nur eine Beziehung zwischen Forschern und

Informanten. Unser Aufenthalt, der auf sieben Tage angesetzt war – so lässt sich retrospektiv sagen – war zu kurz. Wir haben zwar das Beste aus der Zeit herausgeholt, viele Ansprechpartner gefunden, aber hätten uns wohl besser auf nur ein paar der Künstler und Kunstschaffenden konzentrieren sollen, anstatt zu versuchen möglichst viel mitzunehmen. Dennoch ist ein Ergebnis unserer Forschung – das zwar nicht relevant für die Arbeit selbst, dafür für uns aber umso wichtiger ist: eine anhaltende Freundschaft.



© Hoffmann, Lenglachner, Müller, 2013

Die Premiere unseres Filmes hat im Juli 2013 stattgefunden. In den ersten Minuten der Präsentation des Filmes, den wir nach dem Schneiden in und auswendig kannten, hatten wir schweißnasse Hände und befürchteten, er würde beim Publikum nicht gut ankommen. Doch das Lachen und Kichern im Publikum ließ uns unsere Nervosität überwinden – es war uns tatsächlich gelungen einige wirklich witzige und vor allem ehrliche Szenen einzufangen. Das Feedback war bislang sehr gut. Jeder war positiv überrascht von unserem Film, einige hätten sich sogar gewünscht, dass er länger als 13 Minuten dauert. Darüber hinaus lief der Film auf dem Münchner Ethnofilmfest im Völkerkundemuseum im Oktober 2013. Im Februar 2014 ist der Film für das Filmfestival „Flimmern und Rauschen“ nominiert und der afk-TV wird unseren Kurzdokumentarfilm ausstrahlen. Das Thema hat uns alle dermaßen interessiert, dass wir unsere Abschlussarbeiten darüber geschrieben haben, bzw. schreiben werden.

Insofern war es für uns letztlich von großem Nutzen so viel Material gesammelt zu haben, da wir immer noch davon zehren können.



© Hoffmann, Lenglachner, Müller, 2013

Felizitas Hoffmann macht, nachdem sie ihre Bachelorarbeit über zeitgenössische Perspektiven auf die Stadt Istanbul geschrieben hat, ein Praktikum bei afk-TV.

Mariel Müller beendet gerade ihr B.A. Studium. In ihrer Bachelorarbeit beschäftigte sie sich mit künstlerischen Austauschprojekten zwischen München und Istanbul.

Marieluisa Lenglachner bereitet sich nun auf ihre Masterarbeit vor, die sich mit der zeitgenössischen Kunstszene Istanbul auseinandersetzt. Daher zieht sie für drei Monate nach Istanbul, um vor Ort ihre Feldforschung zu machen.

METHODEN UND REFLEXIONEN

KLEIDERWELTEN IN MOSHI, TANSANIA

VERONIKA REISER¹

Das Forschungsprojekt

Im Rahmen des Praxismoduls, das Bestandteil des Bachelorstudiengangs Ethnologie ist, hielt ich mich im September 2013 für ein vierwöchiges studentisches Forschungsprojekt in der tansanischen Stadt Moshi auf. Den Ort kannte ich bereits von einem vorhergehenden Aufenthalt im Jahr 2009, als ich dort für sechs Monate einen Freiwilligendienst machte. Dadurch waren mir bereits die Umgebung, mein Forschungsfeld sowie einige Menschen und Akteure in diesem Feld bekannt. Auch die Sprachkenntnisse in Kiswahili, die ich nach meinem ersten Aufenthalt im Rahmen des Studiums noch erweitern konnte, stellten sich als gute Voraussetzungen für die Durchführung der Forschung dar.

Das Forschungsprojekt ging der Frage nach „Welchen Wert hat Kleidung?“ Diese Frage besitzt besonders dadurch Relevanz, dass vorwiegend aus Europa und den USA importierte Altkleider² getragen werden und somit ein globales Themenfeld in Bezug auf Kleidung existiert. Die Bedeutung der (Alt-)Kleider in einem neuen Kontext können mit Konzepten wie materielle Kultur oder kulturelle Aneignung betrachtet werden. Zudem gibt es importierte Industrieware, aber auch Kleidung aus lokalen, oder aus Westafrika oder Asien importierten Stoffen, die von vor Ort ansässigen Schneider und Schneiderinnen angefertigt werden. Insbesondere wollte ich dabei den Einfluss von *mitumba* – das Wort auf Kiswahili sowohl für die Ballen, in welchen die Altkleider transportiert und verkauft werden, als auch für die einzelnen Kleidungsstücke – auf die Mode vor Ort betrachten. Somit spielen auch die Möglichkeiten und Anlässe, sich selbst ein Outfit schneidern zu lassen in der Forschungsfrage eine Rolle. Als Akteure sollten dabei vor allem jegliche KonsumentInnen mit einem Interesse an Kleidung oder Mode, VerkäuferInnen auf dem Altkleidermarkt, sowie SchneiderInnen herangezogen werden. Mit der Themenwahl war ich anfangs eher unzufrieden, betraf es doch keine

¹ Der Forschungsaufenthalt in Tansania wurde vom „Lehre@LMU“ gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

² Obwohl das Thema der Altkleider ein ausschlaggebender Faktor in der Wahl meines Forschungsthemas war, dient der Rahmen dieses Berichts nicht dazu, die ökonomischen, (entwicklungs-) politischen und globalen Akteure und Auswirkungen dieser Branche anzusprechen.

großen ethnologischen Theorien oder weltveränderten Thesen. Ursprünglich hatte ich den Altkleidermarkt ausgewählt, um auf die global verursachten Altkleider einzugehen, musste dann aber schnell feststellen, dass dies eher eine *multisited ethnography* und einen breiteren zeitlichen Rahmen erfordert hätte. Geht man aber nach der Bezeichnung von Ethnologie als Wissenschaft des kulturell Fremden, eignete sich das Feld von Mode allerdings sehr wohl für mich. Weder kenne ich mich mit Mode aus, noch interessiere ich mich sonderlich dafür. Gar fremd ist mir das Bestreben, durch den eigenen Kleidungsstil nicht nur Schönheit oder Pragmatik, sondern Trend und Zeitgeist, Kreativität und Innovation auszudrücken.³ Obwohl mir das Feld in Grundzügen bekannt war, stand so dennoch am Anfang meiner Forschung die Fremdheit gegenüber dem Thema.

Neben der ethnologischen Feldforschung bestand der zweite Teil meines Projekts aus einer das Thema begleitenden fotografischen Arbeit. Im Laufe des „Forschungsseminars Fotografie“, das im Sommersemester 2013 von Cordula de Bloeme und Carolin Hirschfeld am Institut für Ethnologie durchgeführt wurde, befassten wir uns mit Ethnologie und Fotografie. Dabei reflektierten wir mögliche Einsatzmöglichkeiten einer Kamera in der Feldforschung und bereiteten uns schließlich auf eigene Forschungs- und Fotoprojekte vor, die Ende November 2013 in der Ausstellung „anOther View | Fotografische Begegnungen ethnologischer Forschung“ an der LMU München präsentiert wurden (<http://anotherview2013.com/>).

Der Zugang

Die Stadt Moshi liegt in unmittelbarer Nähe zu großen Safariparks und dem Kilimanjaro und ist daher ein beliebtes Ziel von Touristen. Des Weiteren sind viele Jugendliche aus Europa und den USA vor Ort, um in sozialen Einrichtungen einen Freiwilligendienst zu leisten. In diesem Kontext stellte sich vor allem die Frage, wie ich mich von anderen BesucherInnen abgrenzen und als Fotografin und Forscherin positionieren konnte. Zudem hatte ich beobachtet, dass viele TouristInnen ungefragt Menschen fotografieren und befürchtete die durchaus nachvollziehbare Skepsis gegenüber der Bitte, fotografieren zu dürfen. Wegen meiner Kenntnisse in Kiswahili und der Möglichkeit, viel Zeit mit den Menschen zu verbringen, hoffte ich darauf, eine Positionierung meinerseits erleichtern zu können und das Einverständnis zum Fotografieren und Forschen zu bekommen.

Doch wie positioniert man sich überhaupt in seiner ersten Feldforschung in einem Feld, in dem das Wort Forschung und Ethnologie keine alltäglichen Begriffe sind? Wie erklärt man den (wissenschaftlichen) Zugang der Ethnologie – was schon auf Deutsch schwierig ist – in einer fremden Sprache? Wie erklärt man den Menschen eine Arbeit, die so schwer sichtbar zu machen ist? Wie rechtfertigt man sein Interesse und aufdringliche Fragen? Und ist es ethisch vertretbar, in einem Feld zu forschen, in welchem viele Menschen unter ökonomi-

³ Interessanterweise sprach mich im Laufe meiner Forschung eine meiner sehr modebewussten Gesprächspartnerinnen auf meine Kleidung an: “You know sometimes, you can wear your top and jeans and you are going. [Sie zeigt auf meine Kleidung] It’s nothing like you know fashion. You know, knowing fashion is different. Yes, you can put your nice things, but you don’t know about it.”

schen Schwierigkeiten leiden? Diese Fragen begleiteten mich vor allem anfangs und führten dazu, dass ich während des ganzen Aufenthalts mein Vorgehen in der Forschung kritisch reflektierte. Immer wieder stellte ich fest, wie wenig Zeit ich hatte, um ein Projekt in dieser Größe durchzuführen. Vor allem der Druck, Fotos für die anschließende Ausstellung zu machen, führte oft zu einer schwierigen Situation, wollte ich doch meinen Beziehungen zu GesprächspartnerInnen und auch der Forschung Zeit geben sich zu entwickeln.

Schon zu Beginn musste ich eine große Tücke der ethnologischen Forschung kennenlernen: Exploration – so nennt man das im positiven Sinne – die langsame Annäherung an das Forschungsthema im Feld. Jedoch verliefen viele Situationen und Gespräche nicht so, wie ich sie mir ausgemalt hatte und so musste ich meinen ursprünglichen Plan bald in Frage stellen. Verzweifelt suchte ich nach einem Punkt, an dem ich an dem Thema, über das ich bereits viel gelesen und recherchiert hatte, ansetzen konnte. Für meine Forschung hatte ich geplant, einen Altkleidermarkt am Stadtrand von Moshi als Feld zu nutzen, um verschiedene Akteure, die mit Kleidung zu tun hatten, einzubeziehen. Dieses Feld war für mich jedoch in der Forscherrolle schwer zugänglich, war ich doch in erster Linie nur Kundin und dazu noch Ausländerin. Zudem hatten wohl schon einige Journalisten auf dem Markt recherchiert, die für Informationen bezahlt hatten. Diese Möglichkeit – Informationen gegen Bezahlung – widersprach meinen Vorstellungen eines ethnologischen Zugangs. Auch Versuche, über meine Freunde und Bekannte an Kontakte auf dem Kleidermarkt zu gelangen, missglückten.

An den Orten in der Stadt, an denen SchneiderInnen arbeiten, hatte ich das Gefühl, dass meine Forschung zu passiv verlief und ich viel zu lange und unkonkret mit meiner eigenen Positionierung als Forscherin beschäftigt war. In der Stadt kannte ich schon einige Menschen, unter anderem SchneiderInnen, einige der *Flycatcher*,⁴ flüchtige Bekannte oder engere Freunde und MitarbeiterInnen der Organisation, für die ich bei meinem ersten Aufenthalt im Rahmen des Freiwilligendienstes gearbeitet hatte. Einigen war ich so als Freiwillige bekannt und hatte daher starke Schwierigkeiten, mich als Forscherin zu positionieren und mein Vorhaben vorzustellen. Oft stellte sich für mein Gegenüber gar nicht die Frage, wofür ich eigentlich gekommen war. Meist beließ ich es bei der Erklärung, die mir zugeschrieben wurde – ich sei zurückgekommen, um Freunde zu besuchen – und erklärte oft nur den Menschen, welche ich für meine Forschung als hilfreich erachtete, den weiteren Zweck meines jetzigen Aufenthaltes. Dies hatte vor allem damit zu tun, dass es mir schwerfiel, überhaupt zu erklären, was das Forschungskonzept in der Ethnologie darstellt, zumal auf einer fremden Sprache. Die fehlende exakte Positionierung und die Erklärung, nicht nur eine Forschung im herkömmlichen Sinne zu machen – beispielsweise mit Fragebögen – sondern als teilnehmende Beobachterin womöglich jegliche Erfahrungen im Feld in die Forschung mit einzubeziehen, führte oft zu dem Gefühl, eine verdeckte Forschung zu machen. Dieses Gefühl kann ich nach wie vor nicht ganz ablegen.

⁴ Als Flycatcher werden die zumeist jungen Männer bezeichnet, die in der Stadt unterwegs sind, um Touristen anzusprechen und ihnen Touren auf den Kilimanjaro, in die naheliegenden Nationalparks, touristische Sehenswürdigkeiten zu vermitteln oder Souvenirs zu verkaufen.

Mit der Kamera konnte ich mich leichter positionieren und meine Absicht erklären. Zwar wurde meine Bitte, Fotos für eine Ausstellung machen zu dürfen, oft abgelehnt, aber ich fühlte mich um einiges wohler, weil ich diese Form des Projekts konkreter erklären konnte. Einige der mir bekannten SchneiderInnen hatten direkt vor der Tür des Zimmers, das ich in der Stadt gemietet hatte, ihren Arbeitsplatz. Sie konnten immer sehen, wie und wann ich aus- und einging und mich befiel oft das Gefühl, ich müsse zu einer bestimmten Tageszeit aus der Tür kommen und eine Antwort auf die Frage, wohin ich gehe, bereithalten. Dass dies vor allem aus meinen eigenen Gedanken und dem Druck, den ich mir selbst machte, entstand, war mir stets bewusst. Trotzdem fiel es mir schwer, nur wenige Verabredungen an einem Tag zu haben, ohne ein konkretes Ziel durch die Stadt zu gehen oder nur informell mit Menschen zu sprechen.

Um das Problem des Zugangs zu lösen und konkret mit der Forschung anzufangen, entschied ich mich, bei der Perspektive der SchneiderInnen zu beginnen. Eine der mir bekannten Frauen besitzt eine eigene kleine Schneiderei mit einem Angestellten. Ich fragte sie, ob ich regelmäßig vorbeikommen könne, um beim Schneiden zuzusehen und gegebenenfalls selbst zu nähen. Dass sie bejahte und mir ihren Gehilfen als Lehrer und Ansprechpartner vermittelte, erwies sich als große Bereicherung für meinen Aufenthalt und als Abhilfe gegen den ungeplanten Tagesablauf.



Foto: Veronika Reiser



Foto: Veronika Reiser

Forschen, Teilnehmen, Fragen

So ging ich jeden Vormittag für drei Stunden in die Schneiderei. Dabei ging mir oft Gerd Spittler durch den Kopf, der mit der Dichten Teilnahme für eine Form der Teilnehmenden Beobachtung plädiert, bei der man zu einem Menschen mit besonderen Fähigkeiten in die Lehre geht (Spittler 2001: 1-25). Und tatsächlich ermöglichte mir die Anwesenheit in der Schneiderwerkstatt einen tiefen Einblick in das Schneiderhandwerk und gab mir einen guten Ansatzpunkt für mein Forschungsprojekt. Durch meinen Lehrer erlangte ich viele Kenntnisse über die Arbeit und über die Kleidung, die er nähte. Da an einem Vormittag zumeist alle Schritte für das Fertigstellen eines Kleides durchgeführt wurden, konnte ich so bei der Entstehung zahlreicher Kleidungsstücke dabei sein. Mein Lehrer erklärte mir die Arbeitsschritte – das Anzeichnen der Maße auf dem Stoff, das Zuschneiden des Stoffes, das Bügeln, Nähte setzen, Abnähen usw. – und wir unterhielten uns über Kleidung und Mode. Für mich war dabei vor allem interessant, dass die Kleider zumeist selbst entworfen wurden. Inspiriert von Internetseiten oder Zeitschriften lassen sich die Vorlage und Stoffe, die man mitbringt in das gewünschte Kleidungsstück verwandeln.

Auch mit der Inhaberin der Schneiderei unterhielt ich mich viel über Kleidung und Mode. Da sie seit über fünfzehn Jahren als Schneiderin arbeitet und seit circa zehn Jahren ihre eigene Schneiderei betreibt, konnte sie mir viel über die Veränderung von Mode erzählen. Außerdem nahm sie die einzelnen Aufträge entgegen und erzählte mir oft von den Kundinnen, ihrer Herkunft, religiösen Zugehörigkeit und den gegebenenfalls Anlass, zu dem die in Auftrag gegebene Arbeit getragen werden sollte, wie beispielsweise den Besuch einer Hochzeit.

Auch wenn ich nicht selbst mit den Kundinnen sprach, bekam ich so eine Vorstellung der Inspiration, den Einfällen für Kleider und von den Gelegenheiten, zu welchen bestimmte Kleidung getragen oder eben auch nicht getragen wird.

Mein Lehrer und ich freundeten uns schnell über die gemeinsamen Arbeitstage an. Ich erzählte ihm von meiner Forschung und meinem Projekt, wobei er mir immer gerne half. Da er in der Stadt viele Kontakte zu anderen SchneiderInnen hatte, nahm er mich oft zu anderen Orten des Nähens mit, um Leute zu grüßen und mich vorzustellen. Auch meine anderen Kontakte zu SchneiderInnen konnte ich durch die Arbeit ausbauen. Denn als ich erzählte, dass auch ich nun SchneiderIn lernte und mich für ihre Arbeit interessierte, entwickelte sich ein gegenseitiges Interesse. So verbrachte ich die meisten Vormittage in der einen Schneiderei, die meisten Nachmittage an den Arbeitsplätzen anderer SchneiderInnen, um auch ihnen bei der Arbeit zuzusehen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Bald entwickelten sich enge Kontakte, mit denen ich über mein Forschungsthema und darüber hinaus über persönliche Anliegen, Schwierigkeiten, Familie, Arbeit im Allgemeinen sowie über Deutschland und Tansania sprach. Oft ergaben sich dabei Gruppengespräche, die ich als sehr informativ empfand.



Foto: Veronika Reiser

Die Fotografie

Den fotografischen Teil meiner Arbeit wollte ich bewusst erst gegen Ende der Forschung ausbauen, damit ich Ergebnisse aus der ersten Forschungsphase besser berücksichtigen konnte. Ich fragte vor allem die Menschen, mit welchen ich ohnehin viel Zeit verbrachte, ob sie bei meinem Projekt mitmachen wollen. Durch den persönlichen Bezug und meine ausführlichen Erklärungen wurden diese Anfragen zumeist bejaht. Im Gegenzug gab ich die Fotos, die ich von Menschen machte, stets auf Papier gedruckt zurück. Dies eröffnete mir weitere Möglichkeiten, Menschen zu fotografieren. Denn ich wurde nun häufig gebeten, Bilder zu machen, um diese anschließend zu drucken. Hinzu kam eine andere Form der Reziprozität: Ich fotografierte die Menschen und wurde anschließend um ein gemeinsames Foto gebeten. Trotzdem erfuhr ich auch bei der fotografischen Arbeit, dass man sich Situationen nicht zu sehr im Vorhinein ausmalen sollte. Für mich kam die teilnehmende Beobachtung mit einer Kamera – also die Möglichkeit, immer zu fotografieren – nicht in Frage, da ich das Gefühl hatte, damit zu stören. Daher fotografierte ich eher inszenierte Situationen. Dies schränkte mich zwar enorm in der Auswahl der Motive und Bilder ein, trotzdem konnte ich so die fotografische Arbeit näher an meinem Forschungsthema und meiner persönlichen Forschungserfahrung gestalten.

Fazit

Die Erfahrungen meiner kurzen Forschung waren sehr vielfältig und halfen mir sehr dabei, Ethnologie in der Praxis besser zu verstehen. Tatsächlich schien es, dass ich durch die tägliche Anfertigung von Feldnotizen, das Aufzeichnen von Interviews, aber auch das Schulen des eigenen Gedächtnisses viele Dinge und Zusammenhänge wahrnehmen lernte, die ich bei einem Aufenthalt anderer Form wohl vernachlässigt hätte. Über Forschung theoretisch zu sprechen ist eins, Feldforschung tatsächlich selbst durchzuführen ist aber etwas ganz anderes. Erst gegen Ende meines Aufenthalts entwickelten sich meine Forschungssituation und Ergebnisse zu einer guten Voraussetzung, um daran weiterzuarbeiten. So ergab das Projekt für mich erste Einblicke in das Thema, interessante Überlegungen, Begegnungen und Interviews sowie Fotografien, die in der Ausstellung präsentiert wurden. Da ich bei meiner Forschung häufig auf ethische Fragen stieß, greife ich in meiner Bachelorarbeit das Thema der sozialen Beziehungen in ethnologischer Feldforschung auf und reflektiere dabei meine eigenen Erfahrungen.

Zitierte Literatur

Spittler, Gerd. 2001. Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme. In: Zeitschrift für Ethnologie 126. S.1-25.

Veronika Reiser hat sie auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben.

WIE MAN JÄGER WIRD UND WAS DAS BEDEUTET – VON DER ETWAS ANDEREN „FÜNFTEN JAHRESZEIT“ IN EINEM SCHWEIZER BERGDORF

NIKOLAUS HEINZER¹

Im Rahmen meines MA-Studiums habe ich im Sommer 2013 von Anfang August bis Ende September eine Feldforschung in einem Schweizer Bergdorf gemacht. Dieser kleine Walser-Ort liegt auf ca. 1400 m.ü.M. und befindet sich nahe der österreichischen (und auch der liechtensteinischen) Landesgrenze im Kanton Graubünden. Im September findet dort alljährlich für drei Wochen die sogenannte Hochjagd statt, bei der jeder und jede, der im Besitz eines Jägerscheins ist und das Saison-Patent gelöst hat, im ganzen Kanton auf die Jagd gehen kann. Gejagt werden neben Füchsen, Dachsen, Mardern und Murmeltieren vor allem Rotwild, also Hirsche und Rehe, und Gamswild. Ich kenne das Dorf gut, da ich schon seit über 20 Jahren dort in die Ferien fahre und oft den ganzen Sommer dort verbracht habe. Das Ferienhaus meiner Eltern ist eine ehemalige Hotel-Dependance, die später von einem „Unterländer“ (einem Städter aus dem Schweizer Flach- oder eben „Unterland“) als Jagdhütte genutzt wurde. Sie trägt noch immer Spuren aus dieser Zeit – die Wände sind mit Hirschgeweihen und ausgestopften Birkhähnen behangen; und es finden sich auch mit einem Messer eingegrabene Mitteilungen über einen in den 1930er Jahren erlegten und später als Hirschpfeffer verzehrten Hirsch. Das Ferienhaus diente mir als Basis-Camp, Wohn- und Arbeitsort.

Die Jagd als „fünfte Jahreszeit“

Schon in früheren Jahren hatte ich ein paar Mal erlebt, was die Jagdzeit im Ort auslöst: Es legt sich eine fast mit Händen greifbare Aufregung über das gesamte Dorf, die Männer sind immer mit Fernglas und meistens beim intensiven Beobachten der Landschaft anzutreffen, Automechaniker können keine Autos mehr reparieren, weil sie auf der Jagd sind und Kinder werden nur mit knallroten Kleidern und der ausdrücklichen Warnung, ja nicht den Wanderweg zu verlassen und immer schön laut zu reden, in den Wald gelassen. Auch die Gespräche

¹ Der Forschungsaufenthalt in der Schweiz wurde von „Lehre@LMU“ gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

im Dorf drehen sich in dieser Zeit immer und überall um die Jagd und auf dem Parkplatz der Jäger-Kneipe, mitten auf dem kleinen Dorfplatz stehen gut sichtbar und für jedermann zugänglich mit Tannenzweigen ausgelegte Anhänger, auf denen die erlegten Hirsche und Gämsen „aufgebahrt“ werden.



Die Jägergruppe „Bonschött“ posiert mit einem kapitalen Kronenhirsch. Foto: Nikolaus Heinzer

All das – und noch viel mehr – sollte ich dieses Jahr während meiner Feldforschung aus einem anderen Blickwinkel wieder erleben. Manches erinnerte mich an meine früheren Erfahrungen, das Meiste verstand ich jetzt erst richtig und vieles war mir einfach neu. Nach den ersten Tagen wurde mir bewusst, dass die Jagd für mich, trotz meiner guten Ortskenntnisse, ein völlig fremdes Feld war. Die Frage, warum die Jagd so wichtig für die Jäger und für das ganze Dorf ist, erschloss sich mir erst langsam im Verlauf meines Forschungsaufenthalts. Zunächst spielen die geschichtlichen Hintergründe dieses Ereignis sicherlich eine wichtige Rolle – die Bündner sind stolz auf ihre sogenannte „Volksjagd“, die im Gegensatz zu anderen Jagdsystemen, beispielsweise der Revierjagd, nicht exklusiv und keine Sache der Reichen oder gar Adligen ist.

Doch meine ethnographischen Beobachtungen zeigten mir in vielen anschaulichen Beispielen, wie wichtig die Jagdzeit tatsächlich für die Jäger und auf eine andere Weise auch für das ganze Dorf ist. Die meisten Jäger nehmen sich einen Großteil ihres jährlichen Urlaubs für die

Jagd, um diese Zeit meistens zusammen mit Freunden in höher gelegenen Jagdhütten in netter und geselliger Runde zu verbringen. Nicht wenige Jäger rauchen (und trinken) nur während der Jagd – wobei sich „während“ je nach dem auch auf einige Zeit vorher und nachher erstrecken kann. Die Jagdhütten oder das gemeinsame abendliche Beobachten der Tiere sind Orte und Momente der glücklichen Zusammenkunft, des freundschaftlichen Austauschs, des Abschaltens vom Alltagsstress und des Endlich-mal-mit-Freunden – oder alleine – Seins. Vor allem am Anfang der Jagd, wenn die Jäger noch nicht so viel Besuch haben (vor allem nicht von Feldforschern) und unter sich bleiben, wirken die Jagdhütten für die unten im Tal Gebliebenen wie Orte der Entrückung, man könnte aufgrund ihrer Lage oben auf dem Berg fast sagen: der Transzendenz. Neben dem Beobachten und Nachstellen der Tiere genießen viele Jäger auch die Abschottung vom Tal mit all den Aufgaben und Problemen, die dort unten geblieben sind. Nicht selten habe ich gerade am Anfang der Jagdzeit die Jäger erst nach mehreren Tagen wieder im Tal gesehen, wenn sie mit Dreitagesbärten und den selben, nach Schweiß, Hirsch-Brunft und Blut riechenden Kleidern von ihrer Jagdhütte zurück kamen. Der süßliche, betörende Geruch der brunftigen Hirsche schien die Jäger wie eine Fahne zu umwehen und ein Teil ihrer selbst zu sein.

Aber auch im Dorf und unter der nicht-jagenden Bevölkerung wird während der Jagdzeit sehr viel über die Jagd gesprochen: Ob beim Einkaufen im Dorfladen, bei zufälligen Begegnungen auf der Straße, in den Wirtshäusern oder beim Wandern. Das sogenannte „Jagdfieber“ der Jäger und diverse Erörterungen und Witze darüber sind in dieser Zeit der beliebteste Topos.¹ Obwohl sich viele Leute auch mehr oder weniger explizit von der Jagd distanzieren, bzw. ihr Desinteresse beteuerten, wurde deutlich, dass sie für viele ein unumgängliches Thema ist. Ein jüngerer Bauer, der selber nicht zur Jagd geht weil es ihn, wie er sagt, nicht interessiert, verglich die drei Wochen der Jagd einmal mit Basels „Dri Däg“ (Drei Tage), also der Basler Fasnacht, deren deutsches Pendant wohl die Kölner „Fünfte Jahreszeit“ des Karnevals wäre. Dieser Vergleich trifft es meiner Meinung nach ganz gut: man liebt sie oder man hasst sie (oder alles dazwischen), aber um die Jagd kommt man in so einem kleinen Dorf (ca. 350 Einwohner) nicht herum. Tatsächlich ließ mich u.a. ein Gespräch mit einem älteren, nicht-jagenden Bauern vermuten, dass die Jagd nicht nur ein allgegenwärtiges Thema, sondern auch ein sehr dominantes und bestimmendes Element im Dorf ist. Der ältere Bauer vermittelte mir in unserem Gespräch das Gefühl, dass er sich rechtfertigen musste, als er mir sozusagen „gestand“, dass er nicht zur Jagd gehe, weil er die Tiere lieber lebendig sehe. Im nächsten Atemzug erklärte er jedoch, dass er dann schon hin und wieder ins Dorf gehe, um sich die erlegten Tiere anzuschauen. Es gab allerdings auch viele Leute, die ihr Verhältnis zur Jagd schlicht und ergreifend als Desinteresse deklarierten.

¹ Natürlich muss dazu gesagt werden, dass besonders ich mit diesem Thema konfrontiert war, da die Leute im Dorf mich ziemlich schnell mit der Jagd assoziierten und sich dieses Gesprächsthema immer sehr gut anbot.

Vom Feriengast zum „Mungga-Metzg“

Dank meines längeren Aufenthalts im Tal, meiner intensiven Auseinandersetzung mit der Jagd und meiner Teilnahme an dieser sozialen Praxis konnte ich nach über zwanzig Jahren zum ersten Mal eine tiefer gehende Beziehung zu vielen Leuten aus dem Dorf aufbauen. Ich habe viele Gesprächen mit den Jägern geführt, mit ihnen gemeinsam Tiere beobachtet, (passiv) an mehreren Jagden teil genommen und erlernt, Murmeltierfleisch zu zerteilen und zu kochen. Ein Schlüsselerlebnis war für mich jedoch ein Abend in der Dorfkneipe mit Musik, an dem ich viele interessante Unterhaltungen mit Jägern und anderen Einheimischen hatte und von mehreren Jägern eingeladen wurde, sie auf die nächste Jagd zu begleiten. Ich hatte wenige Tage zuvor bei einem ehemaligen Jäger gelernt, Murmeltiere zu häuten und in Stücke zu schneiden (weshalb ich später in einem kleinen Kreis auch oft als „Mungga-Metzg“ – also Murmeltier-Metzger – bezeichnet wurde). Dieses Engagement meinerseits bedeutete für die Einheimischen, dass mein Interesse für die Jagd über das eines regelmäßigen „Feriengasts“ hinausreichte. Dass sie diese Tatsache dazu bewog, mich als interessierten Fremden in ihrem Kreis zu akzeptieren, sagt viel über den Stellenwert der Jagd im Dorf und ihrer Bedeutung für die Jäger aus. An diesem Abend fielen viele Mauern. Ich wurde nicht nur mit tollen Kontakten und Möglichkeiten der Teilnahme beschenkt, sondern fühlte mich zum ersten Mal auch angekommen und akzeptiert im Dorf – zwar als ein von außen kommender „Städter“, aber nicht mehr als völliger Außenstehender.



Das erlegte Murmeltier wird ausgenommen und gewaschen. Foto: Nikolaus Heinzer

Themenschwerpunkte

Eine meiner Forschungsfragen lautete: „Wie erlangen junge, unerfahrene Jäger über die Jagd und das erlernte Wissen eine neue Identität als Jäger und was bedeutet dies für sie?“ Diese Frage wollte ich vor allem unter dem Aspekt einer *community of practice* untersuchen. Dieser Ansatz versteht Lernen als Interaktion innerhalb von einer sog. *community of practice*: Neulinge nehmen an der sozialen Praxis einer bestimmten *community of practice* teil, indem sie mit den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft interagieren. Dabei entstehen u.a. neue Identitäten (Lave 1991, Eckert 2006). Besonders meine eigenen Erfahrungen mit den Einheimischen, wie ich sie eben beschrieben habe, halte ich dabei für wichtig. Denn durch meine neu erlernten Kenntnisse und Fähigkeiten bzgl. des Verarbeitens von Murmeltieren wurde ich von einem komplett außenstehenden Feriengast zum „Mungga-Metzg“ aus dem Unterland und somit letztendlich auch ein Mitglied der *community of practice* der Jäger. Die ursprüngliche Hauptfrage nach der Lehre, bzw. dem Lernen innerhalb der Jagd, welche ich v.a. auf dem *community of practice*-Ansatz stützen wollte, trat für mich nach den ersten Interviews zunächst in den Hintergrund. Später richtete ich meine Aufmerksamkeit jedoch stark auf dieses persönliche Erlebnis und begann es als Legitimierung meiner Teilnahme an der sozialen Praxis der Jagd zu sehen. Diese mehrfache Rolle des Lehrlings, die ich innehatte – als Feldforscher in einem fremden Feld, als Murmeltier-Metzger-Lehrling, als potenzieller Jäger-Lehrling – und die Selbstreflektion darüber werden einen wichtigen Punkt in der Ausarbeitung der Daten und der Behandlung der Frage nach der Jagd als *community of practice* bilden.

Ursprünglich als zweitrangig gedacht, hat sich die Frage nach der Mensch-Umwelt-Beziehung und den unterschiedlichen Natur-Konzepten, die sich im Rahmen der Jagd beobachten lassen, zum zentralen Thema meiner Arbeit entwickelt. Tatsächlich lassen sich verschiedene, z.T. widersprüchliche Konzepte von Natur wiederfinden. Auf der einen Seite tritt Natur in Form von zu regulierenden Wildbeständen als nutzbare und zu pflegende Ressource auf, andererseits wird sie als wilde und mächtige, vom Menschen losgelöste Entität dargestellt, der man die Tiere mühsam abringen muss. Außerdem wird die Natur in manchen Diskursen stark mit einer heilen Heimat und einer damit verbundenen Identität als naturkundiger Einheimischer assoziiert. Die Umwelt wird auf sehr unterschiedliche Weise durch den Menschen angeeignet, welche die verschiedenen Natur-Konzepte widerspiegeln: gewisse Orte werden mit persönlichen Erlebnissen assoziiert und mit populären Flurnamen belegt oder aber mithilfe von technischen Hilfsmitteln wie z.B. Entfernungsmessern wahrgenommen. Die tage-, monate- oder sogar jahrelange Beobachtung eines bestimmten Tieres endet schlussendlich darin, dass der Jäger „seinen“ Bock schießt; Hirsche werden aber auch zur Erforschung von Wildmigration im Rahmen von internationalen Projekten mit GPS-Chips markiert. Das mühsam erlegte Wild wird „weidgerecht“ präsentiert, die damit verbundenen Strapazen werden erzählt und die Trophäen in den Stuben aufgehängt; gleichzeitig jedoch wird die Landschaft und das In-ihr-Sein während der Jagd als Sinn-, Glück- und identitätsstiftendes Element dargestellt.

Ein weiteres Thema, das erst im Feld auftauchte, da ich im Vorhinein gar nicht daran gedacht hatte, ist die Selbstwahrnehmung der Jäger, bzw. ihre extreme Sensibilität gegenüber Kritik

an der Jagd aus „der Stadt“, dem „Unterland“ und von „den Grünen“. Es war ebenfalls an jenem Abend in der Kneipe, als mir zum ersten Mal bewusst wurde, dass ich alles, was mir die Jäger bisher erzählt und wie sie mich bisher behandelt hatten, unter diesem Licht sehen musste. Ich verstand, dass sich viele Jäger mir gegenüber am Anfang in einem latenten Rechtfertigungszwang gesehen hatten, da sie damit rechnen mussten, dass ich als Städter und Student bestimmt einer dieser „Grünen“ war, die die Jagd als Mord und Jäger als Psychopathen ansehen. Auch weil dieses Missverständnis am Ende der ersten Jagdwoche und nach meiner Murreltier-Metzger-Lehre aus der Welt geschafft war, öffneten sich mir an dem Abend in der Dorfkneipe viele Pforten. Als ich das verstand, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich gehe selber oft angeln, daher hatte ich die Jäger selber nie als „Mörder“ gesehen und auch nicht daran gedacht, dass das ein großes Thema sein könnte.

Ausblick und Dank

Der zweimonatige Aufenthalt im Dorf und die intensive Auseinandersetzung mit der Jagd hat mir auf ganz persönlicher Ebene viel gebracht: Ich habe das Gefühl, dank dieser Forschung und meinen Gesprächen mit den Leuten nach über 20 Jahren endlich dort angekommen zu sein. Eines meiner Hauptanliegen bei diesem Bericht, aber auch für die weitere Arbeit mit den Daten, ist, nicht nur für meine Professoren, Dozenten und Kommilitonen zu schreiben, sondern vor allem auch für die Menschen, die diese Forschung wirklich ausmachen. Diese Arbeit und mein Dank gelten daher in erster Linie all den Leuten aus dem Dorf, die mit mir gesprochen, mir geholfen, mich angehört, mitgenommen, gelehrt und akzeptiert haben. Danka viel viel mal und bis bald!

Zitierte Literatur

Eckert, Penelope. 2006. Communities of Practice. Online verfügbar unter <http://www.stanford.edu/~eckert/PDF/eckert2006.pdf>

Lave, Jean. 1991. Situated Learning - Legitimate Peripheral Participation. Cambridge, Cambridge University Press.

Nikolaus Heinzer wird auf der Grundlage der Forschung seine Masterarbeit schreiben.

WOHNST DU NOCH ODER LEBST DU SCHON? DIE LOKALE (WOHN-)KULTUR DER STUDENTENSTADT FREIMANN IN MÜNCHEN

ANNA POLZ UND MIRIAM INCE

Erste Schritte in Richtung Forschungsfeld

In den Semesterferien im März 2013 war es für uns endlich so weit: Unsere erste ethnologische Feldforschung sollte beginnen. Im Rahmen des Seminars „Individuelle Forschungsprojekte“ hatten wir im voran gegangenen Semester unser Thema „Die lokale (Wohn-) Kultur der Studentenstadt Freimann“ erarbeitet. Es handelt sich dabei um ein großes Studentenwohnheim im Norden von München, mit Platz für 2.500 StudentInnen. Die Studentenstadt Freimann – genannt StuSta - bietet eine riesige Fläche Wohn- und Lebensraum für Studenten und weckte wegen ihrer Einzigartigkeit und speziellen Art des Zusammenlebens unser Forschungsinteresse. Gemeinsam mit den anderen SeminarteilnehmerInnen und unserem Dozenten vertieften und präzisieren wir dieses Forschungsthema im Verlauf des Seminars immer weiter und bereiteten uns gemeinsam auf die Feldforschung vor. Dabei wurden Methoden und Herangehensweisen bei einer Forschung besprochen und ein ausführliches Forschungsproposal angefertigt. Am Ende des Seminars fühlten wir uns im Großen und Ganzen gut vorbereitet und waren sehr motiviert ins Forschungsfeld zu gehen. Der folgende Bericht soll nun von unseren Erfahrungen im Feld erzählen und unsere vorab herausgearbeiteten Fragestellungen und Methoden kritisch reflektieren. Wir wollen so einen kurzen Einblick in die Umsetzung unserer Forschung geben.

Unsere Forschungsfragen

Der Grundgedanke unserer Forschung war herauszufinden, welche unterschiedlichen Faktoren das Leben der StudentInnen in der Studentenstadt Freimann beeinflussen. Das eigentlich bemerkenswerte daran ist eine spezielle „StuSta-Kultur“, die in diesem Wohnheim herrscht und für die wir uns besonders interessierten. Der Umgang der Bewohner untereinander ist ein ganz anderer, als man ihn beispielsweise von großen Wohnblocks in anderen Teilen der

Stadt kennt, obwohl die Anlage architektonisch und auch hinsichtlich ihrer Größe und Bewohnerzahl vergleichbar ist. Wer die Studentenstadt einmal besucht, bemerkt sofort, dass es dort diese absolute Anonymität, die einem sonst in manchen Wohnvierteln entgegen schlägt, nicht gibt. Die Studenten grüßen sich, jedes Stockwerk hat ein Gemeinschaftsappartement, es gibt hauseigenen Kneipen und Bars und im Sommer wird abends zu hunderten im Innenhof gegrillt und häufig auch Musik gemacht. Gleichzeitig ist dieser Kosmos aber auch sehr begrenzt und in sich geschlossen, Fremde verirren sich nur selten in die Studentenstadt. Sie ist eine eigene kleine Stadt in München und wird von den meisten Münchnern nur als U-Bahn-Haltestelle der Linie U6 wahrgenommen. Wir wollten deshalb untersuchen, welche Komponenten dieses „StuSta-Universum“ bedingen. Zunächst fertigten wir dafür einen Katalog mit all den Fragen an, die wir uns in diesem Zusammenhang stellten:

- Was unterscheidet die Studentenstadt von anderen Wohnheimen?
- Welche kollektiven Strukturen gibt es in diesem Raum?
- Wie identifizieren sich die BewohnerInnen mit der Studentenstadt?
- Was macht dieses Wohnheim so autonom und geschlossen?
- Wieso hat sich genau hier eine solche Kultur und Infrastruktur entwickelt?
- Was bewirken diese Strukturen für das Kollektiv und den Einzelnen?
- Beeinflussen bestimmte Regeln das Entstehen dieser gemeinsamen Wohn- und Lebenskultur?
- Welche Rolle spielt das „Wohnen“ selbst?

All diesen Fragen wollten wir in unserer Forschung auf den Grund gehen und nach einiger Zeit entwickelten sich daraus unsere konkreten Forschungsfragen: Wie entsteht in einem begrenzten und abgeschlossenen Raum in der Stadt, wie der Studentenstadt, eine lokale Kultur? Wie und durch wen werden diese Strukturen (re-)produziert? Und was bedeutet ein solches Zusammenleben für den Einzelnen und das Kollektiv? Ausgehend von diesen Forschungsfragen waren uns vor allem die folgenden Themen wichtig: die Infrastruktur in der Studentenstadt, die offiziellen sowie die informellen Regeln, die üblichen Verhaltensweisen im Miteinander und die Wohnsituation des Einzelnen. Wir wollten Einblick bekommen, inwiefern diese Faktoren das Wohn- und Lebensgefühl der BewohnerInnen beeinflussen und inwiefern sich die Studenten diesem riesigen Kollektiv von 2.500 Menschen zugehörig fühlen.

Die Studentenstadt als Forschungsfeld

Das Besondere an der Studentenstadt als Forschungsfeld ist zweifelsohne die Möglichkeit der Abgrenzung des Feldes nach außen. Damit ist nicht nur der Raum gemeint, also das Gelände, über das sich die StuSta erstreckt. Auch die BewohnerInnen und damit die TeilnehmerInnen an der lokalen Kultur sind auf eine bestimmte Zahl begrenzt. Das Feld ist in sich relativ geschlossen. Hat man keine Bekannten oder Freunde, die dort wohnen, kommt kaum jemand auf die Idee, die StuSta zu besuchen, obwohl zum Beispiel die Hauskneipen dort mit ihren günstigen Preisen auch für „Fremde“ anziehend sein könnten.

Diese Begrenztheit des Raumes im Sinne eines konkreten Geländes und einer definierten Personengruppe, die darin angesiedelt ist, hatte aber keinerlei negative Auswirkung auf die

Zugänglichkeit des Feldes für uns als Forscher – im Gegenteil. Das „Eindringen“ ins Feld, das Beobachten und die Kontaktaufnahme wurde uns sehr leicht gemacht. Zum einen, weil die Leute dort selbst Studenten sind und deshalb sehr aufgeschlossen und hilfsbereit waren, uns bei unserer Forschung zu unterstützen (dabei ist eben diese Aufgeschlossenheit und Hilfsbereitschaft auch als Teil der kollektiven, lokalen Kultur der Studentenstadt zu verstehen). Zum anderen, da wir selbst mehrere Semester während des Studiums in der Studentenstadt gelebt hatten und uns deshalb gut in diesem Raum auskannten und uns in diesem Umfeld sehr vertraut bewegen konnten.



Stustaculum 2013 im Regen. Foto: Miriam Ince

Unsere Methoden

Zur Beantwortung unserer Frage, wie sich in der Studentenstadt eine solche lokale Kultur entwickeln und erhalten kann und in welchem Zusammenhang sie mit dem studentischen Wohnen und Leben steht, benötigten wir qualitative Daten, die mittels teilnehmender Beobachtung, informellen Gesprächen und Interviews gewonnen werden sollten. Diese Daten sollten uns über den Zusammenhang von individuellem und kollektivem Lebensraum Aufschluss geben und zeigen, ob der doch sehr eng begrenzte persönliche Raum (zwischen acht und zehn Quadratmeter pro Zimmer) eventuell bewirkt, dass der Einzelne sich dem Kollektiv zuwendet und damit seinen sozialen und materiellen Lebensraum erweitert, oder ob umge-

kehrt die Größe der Anlage und die Zahl der Studenten in diesem Wohnheim den Einzelnen dazu veranlasst, seinem individuellen Wohnraum anders zu bewerten.

Um etwas über die Lebensgewohnheiten in der Studentenstadt in Erfahrung bringen zu können, begannen wir mit einer teilnehmenden Beobachtung. Wir besuchten öffentlich zugängliche Orte, wie zum Beispiel die Waschräume, die Kneipen oder die Gemeinschaftsappartements auf den Stockwerken. So konnten wir erste Eindrücke sammeln und auch einige informelle Gespräche mit BewohnerInnen der StuSta führen. Auch begannen wir Fotos von den Häusern, Gängen und der Umgebung zu machen. Dabei fotografierten wir beispielsweise auch die Aushänge in den Gemeinschaftsappartements, die konkrete Regeln zur Wahrung der Ordnung in den Gruppenräumen beinhalten. Wir erhielten einen ersten Eindruck welche Rechte und Pflichten auf den Einzelnen in dieser Gemeinschaft auf ganz formaler Ebene zukommen. Da es uns aber eigentlich weniger um geschriebene Regeln und Hausordnungen, sondern eher um das direkt erfahrbare und tatsächlich praktizierte Verhalten im Miteinander der BewohnerInnen ging, war die teilnehmende Beobachtung von größerer Bedeutung. Die Eindrücke, die wir gewonnen hatten bzw. Besonderheiten, die uns aufgefallen waren, hielten wir in Notizen fest und konnten sie dann später in Interviews oder Gesprächen mit den Studenten zur Sprache bringen. In dieser Phase begannen wir auch nach passenden Interviewpartnern Ausschau zu halten. Uns interessierten vor allem Leute, die in das studentische Gemeinschaftsleben gut eingebunden waren und zum Teil auch Ämter wie z.B. Stockwerksprecher oder Haussprecher bekleideten.

Um etwas über das enorme Angebot an Freizeitmöglichkeiten und das Miteinander in der Studentenstadt, nicht nur unter Freunden, sondern beispielsweise auch im Sportverein erfahren zu können, befragten wir auch Mitglieder des StuSta-eigenen Fußballvereins und beobachteten sie beim Training und bei Spielen. So konnten wir noch einen anderen Blickwinkel des Lebens in der Studentenstadt erfassen. Von Vorteil wäre es gewesen, wenn zur Forschungszeit das Wetter schon schön und die Temperaturen hoch genug gewesen wären, dass die StuSta-BewohnerInnen sich bereits draußen zum Grillen, Feiern und Musik machen getroffen hätten. Dies hätte uns den Einstieg ins Feld und das Knüpfen von Kontakten erleichtert und uns ermöglicht, diese besondere Form des „sommerlichen Beisammenseins“ zu erfahren. Leider war die Witterung im gesamten März so schlecht, dass ein solcher Zugang unmöglich wurde. Ausschließlich zwei „nachgeschobene“ Besuche der Studentenstadt im April eigneten sich für informelle Gespräche in dieser Atmosphäre. Diese Wetterwidrigkeit kam für uns sehr überraschend und unerwartet, da wir in unserer gesamten Planung der Forschung nie über das Wetter und seinen Einfluss auf unser Vorhaben nachgedacht hatten.

Zur Gewinnung von Daten über die Wahrnehmung der Studentenstadt durch die StuSta-BewohnerInnen planten wir *mental maps*, die von den BewohnerInnen gezeichnet werden sollten. Wir wollten so Informationen über die Nutzung der Infrastruktur durch die Bewohner erhalten oder etwas über ihr Verhältnis zum eigenen Zimmer erfahren. Diese Methode hätte uns viele Informationen zur Wahrnehmung der Studentenstadt bieten können, sie wurde allerdings von den InformantInnen nicht besonders gut aufgenommen und die *mental maps* waren leider nicht sehr detailliert.

Im Allgemeinen war die Teilnahme am öffentlichen Leben in der Studentenstadt und die Gewinnung von Daten für uns, wie bereits erwähnt, nicht besonders schwierig, da wir als Ethnologiestudentinnen in etwa das gleiche Alter wie die BewohnerInnen hatten und auch sonst kaum als „Fremde“ wahrgenommen wurden. Der Zugang und Gespräche mit Leuten waren wenig problematisch und die Bereitschaft, als InterviewpartnerInnen zur Verfügung zu stehen, war groß. Zu bedenken bleibt allerdings, dass wir durch die Teilnahme am öffentlichen Leben, also in den Bars und Gemeinschaftsräumen sowie in dem Sportverein, eben nur die Leute antrafen, die von diesen Angeboten und der Infrastruktur tatsächlich Gebrauch machten und so an der Gemeinschaft in der StuSta aktiv teilnehmen. Leider hatten wir keinen Kontakt mit BewohnerInnen, die sich aus dieser Gemeinschaft zurückziehen und an dieser Wohn-Kultur nicht teilnehmen. Die Frage, in welchem Zusammenhang das Kollektive mit dem Individuellen steht, konnte deshalb nur sehr einseitig beleuchtet werden. Ein Perspektivenwechsel und somit ein Blick auf die StuSta aus der Sicht von außen stehenden BewohnerInnen war für uns im Rahmen der Forschung und mit unseren Methoden nicht möglich. Eine solche Perspektive wäre allerdings eine wichtige Ergänzung für unsere Feldforschung gewesen. So können wir keine Antworten liefern, die unsere Forschungsfragen allgemeingültig klären könnten. Dennoch haben wir aus emischer Perspektive Einzelner viel über das Leben in der Studentenstadt erfahren. Unsere Forschung basierte also hauptsächlich auf teilnehmender Beobachtung, informellen Gesprächen und Interviews mit aktiven Mitgliedern der StuSta-Gemeinschaft, in denen dann auf das Lebensgefühl und das Empfinden von Zusammengehörigkeit in der Studentenstadt individuell eingegangen wurde.

Unser Zeitplan

Im Verlauf unserer Forschung, deren zeitlicher Umfang ungefähr vier Wochen entsprach, versuchten wir uns in schrittweise aufbauenden Etappen in das Feld einzuarbeiten und uns den Informanten langsam zu nähern. Die vier Wochen fielen in die vorlesungsfreie Zeit vom 9. Februar bis 15. April 2013, also einen weitaus größeren Zeitraum als die tatsächliche Forschungstätigkeit. Da wir beide in München wohnen, waren wir sehr flexibel bei der Einteilung der jeweiligen Schritte der Forschung. Diese, hier aufeinander folgenden dargestellten, Arbeitsschritte wurden jedoch in der Forschungspraxis nicht genau eingehalten. Sie gingen ineinander über und überschritten sich teilweise.

In der ersten Phase der Forschung wollten wir hauptsächlich das Leben in der StuSta an öffentlichen Plätzen beobachten und erste Eindrücke sammeln. Hier ging es uns tatsächlich auch um Sinneseindrücke und unsere eigene Wahrnehmung. Es sollte ein erstes Kennenlernen des Feldes sein und wir entdeckten bereits einige Besonderheiten, die uns für den weiteren Forschungsverlauf und die Forschungsfragen in den Interviews wichtig erschienen. Diese Phase dauerte einige Tage in der ersten Forschungswoche.

In der zweiten Phase wollten wir erneut dieselben Plätze aufsuchen wie im ersten Arbeitsschritt und dabei Kontakte mit den StuSta-BewohnerInnen knüpfen. Es ging uns hier noch nicht um Interviews sondern um informelle Gespräche, in denen wir uns erhofften, mehr über das Leben in der StuSta zu erfahren und eventuell unsere Beobachtungen aus Phase 1

zur Sprache bringen zu können. Wir legten immer gleich unsere Absichten und geplante Vorhaben offen und versuchten dabei auch passende Interviewpartner zu finden.

In der dritten Phase wollten wir an den Freizeitangeboten und Veranstaltungen der StuSta tatsächlich teilnehmen. Ziel war es darüber hinaus, ausgehend von den bisher gesammelten Ergebnissen einen Interviewleitfaden vorzubereiten, und Termine mit potentiellen Gesprächspartnern zu vereinbaren und die Interviews durchzuführen. Auch die teilnehmende Beobachtung, die sich aufgrund guter Kontakte bis dahin als sehr ergiebig erwiesen hatte, führten wir in dieser Arbeitsphase noch weiter, um am StuSta-Leben teilzuhaben.

Die vierte und letzte Phase umfasste dann mehrere Teilschritte, in denen wir die Interviews führten, anschließend transkribierten und gleichzeitig unsere Notizen aus dem Feldtagebuch auswerteten. Diese parallele Durchführung der genannten Teilschritte erwies sich als sehr praktisch und gewinnbringend, da es uns so möglich war, Interviews und Feldnotizen immer wieder aufeinander zu beziehen und in Verbindung zu bringen. Die daraus gewonnenen Daten, sowie die Ergebnisse aus den anfänglichen Beobachtungen, den informellen Gesprächen und der teilnehmenden Beobachtung wurden so zusammengetragen. Unsere Ergebnisse versuchten wir dann im Hinblick auf die Forschungsfragen und den gesamten Verlauf der Forschung zu reflektieren.

Schlussgedanke

Abschließend bleibt zu sagen, dass unsere erste ethnologische Feldforschung sehr gut verlief und wir viel Freude an der Forschungspraxis hatten. Es war das erste Mal, dass wir die im Studium erlernten Inhalte und Fertigkeiten praktisch umsetzen konnten. Dabei haben wir viel dazu gelernt. Selbst ethnologisch zu arbeiten war eine wichtige Erfahrung für uns und eröffnete uns eine ganz neue Perspektive auf die großen Themen der Ethnologie. Forschungsethik, Reziprozität und Schutz der Informanten werden aus einem ganz neuen Blickwinkel erfahren, wenn man sich selbst mit diesen Problemen während der Feldforschung konfrontiert sieht.

Wir empfanden es als großen Vorteil, bei unserer ersten eigenen Forschung nicht alleine ins Feld zu gehen. Da wir das gesamte Projekt zu zweit durchführten und auch die meiste Zeit gemeinsam in der Studentenstadt unterwegs waren, konnten wir all unsere Eindrücke und Erlebnisse sofort miteinander besprechen. Wir führten fast alle Interviews gemeinsam durch, was uns viel Sicherheit in den Gesprächssituationen gab. Für die Interviewpartner bedeutete das allerdings, sich gleich zwei Forscherinnen und ihren Fragen stellen zu müssen. Bei informellen Gesprächen hingegen erwies sich diese Gesprächssituation als sehr nützlich. Es eröffneten sich uns sehr schnell interessante Gespräche, da wir zu zweit einfach und unkompliziert auf Leute zugehen konnten.

Nach jedem StuSta-Besuch setzten wir uns zu einer kleinen Reflexion in einer der Kneipen dort zusammen. Wir teilten unsere Bedenken und Sorgen und konnten uns gegenseitig wieder aufbauen, wenn mal etwas nicht nach Plan verlief. Gleichzeitig entwickelten wir dort neue Ideen und konnten das Erlebte sofort reflektieren und in unserem Feldtagebuch festhalten. Die gemeinsame Forschung war eine spannende Erfahrung für uns beide.

Anna Polz hat im Sommer 2013 einen Sohn bekommen und macht gerade eine Mutterschaftspause. Miriam Ince hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben und studiert jetzt im Master-Studiengang Ethnologie.

LANG LEBEN DIE REVOLUTIONÄRINNEN – EIN FORSCHUNGSPROJEKT DER VISUELLEN ANTHROPOLOGIE

GULNAZ JAMALZAHIE¹

Im Rahmen meines Masterstudiengangs der visuellen Anthropologie am Institut für Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München habe ich im Sommersemester 2013 ein Forschungsprojekt zum Thema „Revolutionäre“ durchgeführt. Vor dem Hintergrund der Ereignisse in Tunesien, Ägypten, Libyen, Syrien und vor kurzem auch in der Türkei haben politische Umstürze eine aktuelle Relevanz. Die Nachrichtenberichte sind voll von Bildern über die Massen in diesen Ländern, die sich zusammentun, um gegen die herrschende Regierung zu protestieren. Diese Bilder vermitteln ein Gefühl von Stärke und Energie, aber auch von Hoffnung und Erwartung. Dementsprechend werden diese Ereignisse oft als „arabischer Frühling“ bezeichnet. Wie diese Proteste sich entwickeln, ist noch nicht abzusehen. Im Gegensatz dazu steht die iranische Revolution von 1979. Ihr Ausgang führte zu der bis heute bestehenden Islamischen Republik Iran. Viele der damaligen Demonstrierenden sind nach der Revolution aus Angst vor politischer Verfolgung ins Ausland geflohen. Darunter auch meine Mutter, was begründet, warum ich heute hier bin.

Die Revolution im Iran ist nun 34 Jahre her. Zu der Zeit, als meine Mutter für Demokratie, Gleichheit und Freiheit in Teheran mit den Massen auf die Straße ging, war sie ungefähr im gleichen Alter wie ich jetzt. Sie überlebte einen Unfall, als nachts ein Auto plötzlich in eine Gruppe Demonstranten hineinfuhr. Sie erlebte, wie viele ihrer Freunde ins Gefängnis kamen. Viele von ihnen starben dort unter Folter. Eine ihrer Freundinnen brachte im Gefängnis ihren Sohn zur Welt. Heute lebt sie in Schweden und meine Mutter in Deutschland. Die Flucht und das Aufbauen einer Existenz im Exil drängten die Ereignisse der Revolution in den Hintergrund. Daher haben sie seitdem nie mehr miteinander über die Zeit damals gesprochen. Mich als ihre Tochter, aber auch als Vertreterin der Nachfolgegeneration, die

¹ Der Forschungsaufenthalt in Schweden wurde vom „Lehre@LMU“ gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

heute wieder mit ähnlichen revolutionären Ideen in der Welt konfrontiert ist, interessiert daher, was sie damals angetrieben hat und was sie heute über diese Zeit denkt und fühlt. Aus dieser Neugier heraus entwickelte sich meine Motivation, dieses Thema für das Forschungsprojekt aufzugreifen. Dazu habe ich ein einwöchiges Treffen zwischen den beiden Freundinnen in Stockholm begleitet und beobachtet und zudem jeweils Einzelgespräche mit ihnen geführt. Die Forschung wurde mit der Kamera begleitet. Ziel ist es, aus dem aufgenommenen Material einen ethnologischen Film zu machen.

Die Recherche vor dem Aufbruch ins Feld

Bei meinen Recherchen zum Thema Revolution fiel mir auf, dass der Fokus vieler wissenschaftlicher Texte auf der revolutionären Masse, den individuellen Führungspersönlichkeiten oder der Revolution als politisches Phänomen liegt. Eine Auseinandersetzung mit der emischen Sicht der Akteure der Revolution blieb dabei in den meisten Fällen aus. Gleichzeitig gibt es Werke von ehemaligen Revolutionären/Revolutionärinnen in Form von Erfahrungsberichten oder Erinnerungsliteratur. Insbesondere zur iranischen Revolution gibt es eine Reihe von Büchern von Exil-Iranern und Iranerinnen. In diesen stark autobiographischen Berichten werden die Empfindungen und Gedanken der Autoren zu den Ereignissen im Iran 1979 sowie der weitere Lebensverlauf deutlich.

Im Zusammenhang von Revolution und Medien liegt der Fokus der Literatur hauptsächlich auf der Nutzung von Medien während einer Revolution, selten aber auf der Darstellung der Revolution in den Medien. Bei meiner Recherche nach Filmen, welche sich mit dem Thema Revolution auseinandersetzen, bemerkte ich darüber hinaus, dass dort hauptsächlich die Geschichten einzelner sogenannter Revolutionsführer im Mittelpunkt stehen. Schließlich war in den meisten Fällen festzustellen, dass die Literatur und die Medien über Revolutionäre oft da enden, wo auch die Revolution endet.

Bei meinem Forschungsprojekt liegt der Fokus auf den einzelnen Akteuren und ihren Geschichten. Ziel der Forschungsarbeit ist der bisher kaum empirisch untersuchte Bereich des durch eine Revolution maßgeblich geprägten Lebenslaufes zweier Menschen. Von Interesse ist also nicht, was die Revolution für das Land bzw. die Gesellschaft bedeutet, sondern was sie für diese beiden Menschen bedeutet. Daher soll die emische Sicht von zwei Frauen, die bei der iranischen Revolution politisch aktiv waren, beleuchtet werden. Durch den Fokus auf die zwei Akteurinnen wird dem medial geprägten Verständnis von Revolution im Sinne einer revolutionären Masse ein anderer Fokus gegenübergestellt, wodurch ein differenzierterer Blick möglich wird. Dabei habe ich die Selbstwahrnehmung der Akteurinnen innerhalb einer politischen Partei untersucht sowie die Frage, inwieweit eine Identifikation mit deren Ideologien stattgefunden hat. Das ist meiner Meinung nach besonders dann interessant, wenn diese Masse bzw. dieses Identifikationsmedium im jetzigen Leben der Frauen nicht mehr vorhanden ist, da sie im Exil leben. Die Revolution ist nun 34 Jahre her, folglich besteht für beide Akteurinnen eine zeitliche, aber auch eine räumliche und emotionale Distanz zu dem Erlebten. Das Leben im Exil ist nun genauso zu einem Teil ihres Lebens geworden, wie die Teilnahme an der Revolution 1979. Ein weiteres Thema, welches in vielen Betrachtungen von Revolutionen nicht vorkommt, ist die Auseinandersetzung mit den

Ängsten und Zweifeln der Beteiligten. Die Darstellungsweise von Revolution und Revolutionärinnen tendiert häufig zur Idealisierung. Daher nahm ich an, dass durch die Distanz der zwei Protagonistinnen zu dem Erlebten eine leichteres Reflektieren und Auseinandersetzen mit den Ängsten und Zweifeln von damals möglich sei. Dies stellte sich während meiner Forschung allerdings anders heraus, wie ich in einem späteren Abschnitt genauer erläutern werde.

Die Drehphase

Um herauszufinden, wie die Revolution das Leben der zwei Frauen geprägt hat, wie sich ihre Gedanken dazu entwickelt haben und wie die Verarbeitung der Revolutionszeit stattgefunden hat, bin ich wie folgt vorgegangen. Zum einen habe ich Gespräche zwischen den zwei Frauen beobachtet. Dahinter stand mein Interesse herauszufinden, worüber sich die zwei Freundinnen nach so einer langen Zeit unterhalten und ob bei diesen Gesprächen ihre Zeit als Revolutionärinnen eine Rolle spielt. Bei den Gesprächen waren die Reflektionen der zwei „Ex-Revolutionärinnen“, aber auch die Erfahrungen nach der Flucht und das Leben in einer neuen Umgebung von Interesse.



Foto: Gulnaz Jamalzahie

Außerdem habe ich Einzelinterviews geführt. Dabei stellte sich heraus, dass gewisse Themen schwierig zu behandeln waren. Beispielsweise ist die Gefängniszeit der einen Protagonistin

ein Thema, welches mit Vorsicht und Sensibilität angesprochen werden musste. Dabei stieß das sprachliche Mitteilen des Erlebten oft an seine Grenzen. In solchen Fällen waren die Filmaufnahmen ein besonderes Mittel, dieses Mitteilen durch die gleichzeitige Beobachtung der Mimik und Gestik zu ergänzen. Im Gegensatz zu einer schriftlichen Dokumentation, gehen hierbei keine Einzelheiten und Eindrücke verloren. Auch die Beziehung der zwei Freundinnen zueinander konnte selbstverständlich nicht allein durch einfaches Abfragen erfasst werden, sondern wurde vielmehr durch die genauen Beobachtungen und die Filmaufnahmen vom Treffen und vom Zusammensein sichtbar. Somit spielte hier die klassisch ethnologische Methode der teilnehmenden Beobachtung eine zentrale Rolle. Da eine der zwei Akteurinnen meine Mutter ist, deren Lebensalltag mir sehr vertraut ist, musste für die teilnehmende Beobachtung paradoxerweise zunächst eine gewisse Distanz vorhanden sein. Diese lag in der Fremdheit unserer Lebensläufe, genauer gesagt zwischen ihrer Jugend während der Revolution im Iran und meiner Jugend in Deutschland.

Begründung der filmischen Methode

Für die Nutzung einer Kamera und die Ausarbeitung eines Filmes zu dieser Forschung sprachen für mich mehrere Gründe. Zum einen ist die Arbeit mit Film angemessen, da das Thema Revolution mit einer starken medialen Repräsentation verbunden ist. Daher scheint hier die Ausarbeitung eines Filmes angemessen um dieser medialen Repräsentation von Revolution eine weitere Perspektive hinzuzufügen. Darüber hinaus boten die Filmaufzeichnungen während der Interviews – wie bereits angedeutet - die Möglichkeit die gesamte Gesprächssituation zu dokumentieren. Ich habe mit zwei Kameras gedreht und hatte eine Kamerafrau und einen Kameramann. So konnte ich mich ganz auf die Situation konzentrieren. Zudem bieten die Filmaufzeichnungen vom Umfeld der zwei Frauen ebenfalls eine aufschlussreiche und wichtige Quelle für das Verstehen ihrer jeweiligen Geschichten. Die Reise nach Stockholm ist Teil der Forschung und des Filmes, da sie einerseits ein Einzelgespräch mit der Akteurin in Stockholm ermöglichte und des Weiteren die Flucht von Zuhause und damit das Gefühl, von seinem gewohnten Umfeld getrennt zu sein, symbolisiert.

Beobachtungen

Wie zuvor erwähnt, erwies sich meine Annahme, dass durch die zeitliche Distanz zur Revolution, bei den zwei Protagonistinnen auch eine emotionale Distanz zu dem Erlebten vorhanden ist, als nicht ganz richtig. Auch 34 Jahre danach lösen die Erinnerungen an das Erlebte starke Emotionen aus. Mehr noch: Gerade jetzt wegen der zeitlichen und räumlichen Distanz, erwecken die Erinnerungen Gefühle, welche ich damals bei ihnen vermutet hätte. Um dies zu verdeutlichen, zitiere ich hier die Worte der Protagonistin F. Sie wurde nach der Revolution festgenommen und brachte im Gefängnis ihren Sohn zur Welt. Auf meine Frage, was für ein Gefühl es für sie war, gleichzeitig schwanger und im Gefängnis zu sein antwortete sie: „Weißt du, damals war alles möglich. Unter den Umständen. Jetzt ist es schwer, daran zu denken. Aber da war es so normal (...), damals spürte man nichts.“

Eine Bekannte, die damals ebenfalls für acht Jahre im Gefängnis war und die wir auch in Stockholm besuchten, bestätigte dies. Sie versucht mit ihrer Vergangenheit umzugehen, indem sie viel darüber redet und malt. Sie malte auch schon im Gefängnis kleine Bilder von

den Mithäftlingen, den Räumen und den Gefühlen. Diese Bilder konnte sie teilweise aus dem Gefängnis herausschmuggeln und später als Buch veröffentlichen. Auch heute noch malt sie und hält Vorträge über die Situation der Frauen, die nach der Revolution in dem berühmtesten Evin-Gefängnis in Teheran festgehalten wurden. Dieses Gefängnis ist vor allem für die psychische und physische Folterung der Gefangenen bekannt. Diese Folterungen sollten Druck auf die Gefangenen ausüben, um sie dazu zu bewegen, zum Islam zu konvertieren, da es sich bei den meisten politischen Gefangenen nach der Revolution um Kommunisten handelte. Peitschenhiebe, Isolationshaft usw. waren oft die Strafen dafür, dass sich die gefangenen Frauen beispielsweise weigerten einen schwarzen *Chador* zu tragen. Neben den allgegenwärtigen Folterungen, bestand auch die Möglichkeit einer plötzlichen Hinrichtung. Die Behandlung der Gefangenen war so willkürlich, so F., dass an jedem Tag im Gefängnis man entweder freigelassen oder hingerichtet werden konnte. Dazu muss man sagen, dass Gefangene oft selbst nach Ablauf der verhängten Haftstrafe nicht freigelassen wurden. Abgesehen davon waren auch die Verhaftungen und die „Prozesse“ willkürlich.

Wenn F. über das Gefängnis spricht, ist es sehr schwer und fast unmöglich ihre Gefühle dabei zu verstehen. Teilweise haben mich ihre Erfahrungen sehr traurig gemacht. Für sie war das allerdings nicht nachvollziehbar. In einem Gespräch fragte sie mich, was mich so traurig macht. Und meinte, dass ich vieles ja auch nicht weiß, dass es da auch viele schöne Sachen gab, wie die Freundschaft und den Zusammenhalt zwischen den Mithäftlingen. Sie pflegt noch heute Freundschaften zu Frauen, mit denen sie damals im Gefängnis war. Diese Einstellung machte mich nachdenklich. Für mich zeigt es, wie sie einen Umgang mit dem Erlebten gefunden hat. Dadurch wurde mir auch klar, dass darin der Unterschied zwischen ihr und mir liegt. Ich höre die Geschichten und sie machen mich betroffen. Aber sie hat diese Geschichten erlebt und muss damit leben. Für mich ist die Geschichte nicht Teil meines Lebens, daher muss ich auch keinen Umgang damit finden. Sie schon. Diese Einsicht hat mir sehr geholfen die emotionale Perspektive der Protagonistinnen zu verstehen. Neben ihrer Tätigkeit in einer Grundschule geht F. schwimmen oder zum Yoga, trifft sich mit Freunden, geht ins Kino oder kümmert sich um ihre Pflanzen. Auch ihre Freundin M. versucht sich neben ihrem Beruf zu beschäftigen, indem sie viel liest und sich um ihre Fische kümmert. Meiner Meinung nach fand vielleicht eine Verarbeitung des Erlebten bei den beiden Protagonistinnen statt, aber nicht eine Verarbeitung der persönlichen Gefühle. Vielleicht, weil meist die Realisierung dessen, was mit einem passiert ist, erst später stattfindet oder stattfinden kann. Um diese sehr persönliche und emotionale Ebene der Forschung zu vermitteln sind die gestalterischen Möglichkeiten bei einem Film von großem Vorteil. Wie sich dies ausdrückt, wird sich zeigen.

Gulnaz Jamalzahie wird auf der Grundlage der Forschung einen Dokumentarfilm produzieren und ihre Masterarbeit schreiben.

NOTIZEN AUS MEINER BERGHÜTTE – REFLEXIONEN EINER FORSCHUNG

ANDREA DEY

Feldforschung – ein mit Bedeutung aufgeladener Begriff, der das Studium der Ethnologie prägt. Feldforschung sei für die Ethnologie wie das „Blut der Märtyrer für die Kirche“ (nach C.G. Seligman) und stelle die Initiation Ethnologiestudierender dar – beeindruckende Metaphern aus der Feldforschungsvorlesung. Mit dieser Vorstellung im Kopf mache ich mich zwischen Februar und April 2013 auf, um das „Blut der Märtyrer“ zu vergießen und Feldforschung zu betreiben; wenn auch nur als „Anthropology at Home“ – mein gewähltes Thema lautet: Freizeit als „Bühne“: Freizeitverhalten und Selbstverortung am Beispiel Bergsteigen. Im Folgenden möchte ich meine Erfahrungen in der Anwendung der Methode des *free listing* teilen und einige „Erfolge und Niederlagen“ meiner Forschung auf dem Weg der Erkenntnis zum hoffentlich bald „initiierten“ Bachelor of Arts der Ethnologie darstellen.

Pilotphase: *free listing*, erste „Test-Interviews“ und *serendipity*-Prinzip

Nach dem Entwurf der Forschungsfrage (Auf welche Assoziationen, Konzepte und Wertvorstellungen verweist die Inszenierung einer spezifischen „Bergsteigeridentität“ und gibt dadurch Aufschluss über die Selbstverortung von Bergsteigern?) wähle ich als Einstieg in die Forschung unter anderem die Methode des *free listing* - eine Methode der kognitiven Anthropologie, die zum einen als Methode mit geringer Hemmschwelle für die Teilnahme gilt und darüber hinaus die Möglichkeit bietet, einen ersten Einblick über relevante Begriffe der kulturellen Domäne des Bergsteigens zu gewinnen. Ich erhoffe mir von dieser Methode erste Assoziationen der bergsteigend Agierenden (um hier auch der Anforderung gendergerechter Sprache Rechnung zu tragen...). Die Befragung führe ich noch von zu Hause aus per E-Mail über den Verteiler einer kleinen Alpenvereinssektion durch, bei der ich selbst aktiv bin.

Ziemlich schnell wird klar, dass meine Formulierung der Mail etwas unglücklich gewählt ist. Es fallen viele Begriffe wie „Bergstiefel“, „Steigeisen“, „Seil“ usw., die zwar auf die materielle Bedeutung von Objekten für Bergsteiger verweisen, aber nicht so sehr deutlich machen, wie Assoziationen und Wahl der Freizeitaktivität im Zusammenhang stehen. Ich schicke eine klärende Mail hinterher. Insofern erscheint es mir für die Zukunft wichtig, zum Zeitpunkt der

in weitem Abstand. Leider kann ich keine Regelmäßigkeit diesbezüglich erkennen. Ich versuche dennoch, Oberbegriffe zu finden: Panorama, Erhabenheit, Aussicht, Sonne usw. interpretiere ich beispielsweise synonym für Natur und nahe am Konzept Ruhe/Einsamkeit /Ausgleich, scheint hingegen relativ weit vom Konzept Leistung entfernt zu sein. Dennoch ist es nicht einfach, die Bedeutung der Begriffe zu interpretieren. Ist „Spaß an Bewegung“ im Sinne eines häufig beschriebenen ganzheitlichen *flow*-Erlebnisses zu verstehen und dem Konzept Ausgleich zuzuordnen? Oder eher dem Konzept Bewegung im Sinne sportlicher Anstrengung, was auf Leistungsbestrebungen verweisen würde? Gehört Selbstverantwortung zu Freiheit, Abenteuer, Intensität oder zu Leistung im Sinne von Subjektivierung? Fragen über Fragen... Ich lasse auch mehrere Bekannte die Begriffe nach Oberbegriffen ordnen, finde jedoch nicht allzu viele Freiwillige, die 300 Begriffe sortieren möchten. Darüber hinaus muss ich erkennen, dass jeder nach anderen Vorstellungen individuell und unterschiedlich sortiert. Somit möchte ich die Subjektivität meiner Forschungsergebnisse betonen. Zur Verbildlichung markiere ich in einer weiteren Excel-Datei die herausgearbeiteten Oberbegriffe/Konzepte und deren Unterpunkte mit unterschiedlichen Farben. Schließlich werden die jeweiligen Oberbegriffe hinsichtlich Häufigkeit und Reihenfolge der Nennungen ausgezählt und darüber hinaus bezüglich Geschlecht und Alter der Befragten analysiert und interpretiert. So zeigt sich beispielsweise der Natur-Aspekt erwartungsgemäß zentral und wird in der ersten Nennung am häufigsten erwähnt, dabei deutlich häufiger von Frauen als von Männern und auffallend häufig von Kindern. Der Aspekt Ruhe/Ausgleich scheint ähnlich zentral, vor allem für die beiden Altersklassen der 25 bis 39 jährigen und 40 bis 59 jährigen. „Leistung“ ist von großer Bedeutung, wird aber meist erst ab der dritten Nennung relevant (dabei aber selten direkt als „Leistung“ benannt, vielmehr fallen Begriffe wie „geschafft“, „Anstrengung“, „Herausforderung“ usw.), gefolgt von dem Aspekt „Gemeinschaftserlebnis“ auf Hütten oder mit Freunden, der erwartungsgemäß häufig von unter 25jährigen genannt wird, aber auch die Erstnennung des über Sechzigjährigen darstellt. Interessant und unerwartet ist für mich die Nennung des Aspektes Meditation/Religion im Zusammenhang mit Bergsteigen, der immerhin 11mal, und zwar in den beiden Altersklassen 25 bis 39 und vor allem 40 bis 59 genannt wird. Der Begriff „Heimat“ wird viermal genannt und zwar ausschließlich in der Generation der unter 40jährigen (Stichwort „Retraditionalisierung“?). Interessanterweise wird der Aspekt „Leistung“ von Frauen häufiger genannt als von Männern, die sich hingegen als abenteuerlustiger und geselliger darstellen.

Die Pilotphase nutze ich auch, um anhand der Begriffe der Teilnehmenden erste „Testinterviews“ zu Hause durchzuführen und dadurch Sicherheit in der Rolle als Forscherin zu gewinnen. Dabei überprüfe ich die Darlegung meines Forschungsthemas auf Verständlichkeit und erprobe meine technische Sicherheit im Umgang mit dem Aufnahmegerät (das Handbuch ist hundert Seiten lang...). Zum Einstieg ins Feld versuche ich auch, mich gemäß Rolf Lindner ganz in mein Thema „hineinzubegeben“. Linder schlägt vor, man müsse

„sich heranpirschen an seinen Gegenstand, ihn umkreisen, ihn durchdringen, ihm auf verquere Weise begegnen, ihm zuweilen auch die kalte Schulter zeigen [...]. Er [der Forscher, Anm. d. Verf.] wird dem Gegenstand, wenn er sich diesem in totaler Weise überlässt, an den unmöglichsten Stellen begegnen: auf dem Flohmarkt, im Kino, beim Spiel; in Kleinanzeigen, auf Comicseiten, in Videoclips; beim Musikhören, Prospekte

lesen, Zeitschriften blättern. Dann, und nur dann, ist auch der Weg geebnet für den Zufallstreffer, für die Erfahrung der *serendipity*, hilft doch der Zufall, so Pasteur, nur den vorbereiteten Köpfen“ (Linder 2003: 186).

Also widme ich mich Outdoorläden und Bergsteigerzeitschriften, TV- oder Radiobeiträgen mit bezeichnenden Namen wie „Bergauf-Bergab“ oder „Gipfeltreffen“, kommuniziere in einschlägigen Internetforen mit Bergsteigenden namens „Handschweiß“, „Bergbär“, „climby“ oder „jennerwein“, besuche DAV-Vereinsabende, Bergsteiger-Vorträge, das Alpine Museum und natürlich die Berge.

Endlich im Feld, bzw. am Berg – Teilnehmende Beobachtung, informelle Gespräche, qualitative Interviews

Endlich unterwegs in den Bergen und Berghütten nähere ich mich dem „Bergsteiger-Volk“ Schritt für Schritt an – durch Teilnehmende Beobachtung bzw. Dichte Teilnahme, (die durch gemeinsame Schlafsaal- und Waschaumbenutzung an „Dichtheit“ kaum mehr zu überbieten ist und die Imponderabilien des wirklichen Lebens zeigt...) aber auch durch informelle Gespräche und qualitative Interviews. Besonders aufschlussreich empfinde ich Fotosituationen (wann fotografiert wer was bzw. wie und wo möchte jemand fotografiert werden). Zur Teilnehmenden Beobachtung hier ein kurzer Auszug aus meinen Feldforschungsnotizen („authentisch“ in ungeschöner Sprache):

- Inszenierung Gipfelfoto mit Freunden fast schon obligatorisch - Beweis der Eroberung? Pose entsprechend der Eroberungsweise?



Foto: Andrea Dey

- Jeder geht wirklich bis zum Gipfelkreuz, erst dann gilt das Ziel als erreicht.
- Inszenierung eines Hotels mit alpinen alten Gegenständen wie alten Skiern und Stöcken, Pickel, eisenbeschlagenen alten Bergschuhen, alte Steigeisen, dazwischen mogeln sich neuer Oktoberfestseppelhut und Janker, bemalte Aufzugtür mit Edelweiß, und Bildern (Luis Trenker „Der Berg ruft...“)



Foto: Andrea Dey

- Inszenierung unterwegs im Abenteuer-Outfit mit Piratentouch
- innerhalb kürzester Zeit selbst bei gebuchten Kursen Gruppenfindungsprozess: „unsere“ Gruppe vs. „Andere“! ...und die „echten“ Bergsteiger sind natürlich immer „wir“...
- Foto - Freundschaftsposing; bei Gruppenaktivität häufig Gruppenfoto entweder vor der Hütte oder am Gipfel
- Inszenierung Hütte mit buddhistischen Gebetsfahnen - auch hier der Aspekt „Meditation“ oder einfach Bezug zum „Bergsteiger-Sehnsuchtsland Tibet“?
- bei Fotoaufnahmen immer der Versuch einer tollen landschaftlichen Aufnahme (im Tal z.B. wird darauf geachtet, die Telefonleitung nicht mit aufs Bild zu nehmen). Postkartenmotive, Idealvorstellung einer Landschaft soll festgehalten werden wie wilde Wolken, gefährliche Spalten, glitzernder Schnee, phantastischer Nebel
- rechtzeitiges Fertigwerden vor dem Abmarsch deutet auf Kompetenz? auch ob man mit Material zurechtkommt (z.B. Skibindung, Piepser, Karte, Höhenmesser...)
- Aspekt Selbstverantwortung: in gebuchten Kursen Delegieren von Entscheidungsbefugnissen an verantwortliche Kursleiter, wenig Eigeninitiative im Gegensatz zu Aktivitäten im Verein; Bsp. Feedback in gebuchtem Kurs: Trinkpausen hätten angesagt werden sollen (!)

Die Angst Forschender vor dem Feld bewahrheitet sich in meiner ersten Forschungssequenz: ich *oute* mich zwar als Forscherin und stelle mein Thema vor, bringe dann aber nicht den Mut auf, um Interviews zu bitten, sodass schließlich die Bergsteigergruppe, mit der ich unterwegs bin, selbst die Initiative ergreift und am letzten Abend eine Gruppendiskussion zum Forschungsthema beginnt, die dann auch sehr ergiebig ist. Also mein Tipp: keine Angst, die Motivation potentieller TeilnehmerInnen zum Interview wird von Forschenden meist unterschätzt! Und: Gruppeninterviews bieten den Vorteil lebendiger, alltagsnaher Gesprächsgestaltung mit geringer Hemmschwelle bezüglich der Teilnahme. Gleichzeitig kann man dadurch mehrere Perspektiven erfassen (Diskurs, Diskurs, Diskurs...).

Bei weiteren Forschungsaufenthalten gelingen mir schließlich auch zahlreiche Einzelinterviews, bei denen ich die Interviewpartner darum bitte, ihre Assoziationen aufzuschreiben und dann die Interviewgestaltung anhand der jeweils genannten Begriffe spontan gestalten. Ich hinterfrage dabei die Assoziationen auf ihre individuellen Bedeutungszuschreibungen, Wertvorstellungen und gesellschaftliche Kontextualisierung, um so die Positionierung der Interviewten deutlich zu machen. Der Nachteil bei dieser Vorgehensweise ist, dass die Interviews teilweise sehr unterschiedlich aufgebaut sind und relativ unterschiedliche Schwerpunkte aufweisen. Dennoch überwiegt meiner Meinung nach der Vorteil eines lebendigen Gesprächsverlaufs mit neuen Impulsen und unerwarteten Wendungen.

Im Hinblick auf die Interviewsituation versuche ich zwei unterschiedliche Vorgehensweisen, nämlich „reden lassen“ oder „intersubjektiv aushandeln“. Mein Resümee: die Atmosphäre beim „Redenlassen“ ist sehr entspannt, die Leute fühlen sich nicht ausgefragt, allerdings bei unzureichender Information verunsichert, wenn sie kein Interview im „klassischen“ Sinne erwartet. Die Vorgehensweise des „intersubjektiv Aushandelns“ führt zu interessanten, lebhaften Gesprächen mit Diskussionscharakter, birgt jedoch je nach Charakter der Gesprächspartner die Gefahr von Suggestion oder Widerspruch. Dennoch empfinde ich diese Art des Gesprächs als angenehm, da ich das Gefühl habe, mit „offenen Karten“ zu spielen und somit den Gesprächspartnern die Möglichkeit gegeben wird, zu meinen Interpretationen Stellung zu nehmen. So kann es gelingen, eine emische Deutung und Interpretation sozialen Handelns darzustellen und diese dann in einen größeren gesellschaftlichen Kontext zu stellen.

Rückblick

Robert Girtler schreibt in seinen Zehn Geboten der Feldforschung: „Der echte Feldforscher hat mehr von einem Eroberer oder einem verwegenen Bergsteiger an sich, der fremde Welten und unbekannte Höhen erobern und kennen lernen will...“ (Girtler 2009: 7). Doch auch die verwegenste Bergtour hat einmal ein Ende, und so steige ich nach getaner Feldforschung wieder herab aus unbekanntem Höhen in die Niederungen des Alltags, um meine Erkenntnisse in einer Bachelor-Arbeit niederzuschreiben und den „beerenreichen Lorbeer“ einer „baccalaurea“ (Gender!) zu erwerben. Rückblickend stellt für mich dieses kleine Feldforschungsprojekt eine aufschlussreiche Umsetzung der bisher im Studium erworbenen Theorie in die Praxis dar, die das vermittelte Wissen mit Leben füllt – von der Konzeption eines Forschungsprojektes über das Austesten unterschiedlicher Forschungsmethoden bis zur Auswertung der Daten und der anschließenden Darstellung der Erkenntnisse in einer Forschungsarbeit.

Zitierte Literatur

Girtler, Roland. 2009. 10 Gebote der Feldforschung. Wien, Münster: LIT Verlag.

Lindner, Rolf. 2003. Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, Bd 99: 177-188.

Andrea Dey hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben.

DEOCHIUL — EINE FELDFORSCHUNG ÜBER DEN BÖSEN BLICK IN RUMÄNIEN

CRISTIANA GHEORGHIU¹

Im März 2013 habe ich eine vierwöchige Feldforschung in den drei rumänischen Städten Constanza, Cluj-Napoca (Klausenburg) und Sighisoara (Schäßburg) durchgeführt. Der Gegenstand dieser Forschung war das Phänomen des bösen Blicks.² Hierbei handelt es sich um ein in vielen Ländern der Welt verbreitetes Phänomen, das unter anderem in Griechenland, Ägypten, Türkei, Spanien, Italien und auch in Rumänien zu finden ist. Die im Vordergrund stehende Frage meiner Forschung war: „Was ist das Phänomen böser Blick (*deochi*)³ in Rumänien und womit wird es in der Bevölkerung assoziiert?“ An diese Fragestellung waren Folgefragen geknüpft, die verschiedene Aspekte betrafen. Sie bezogen sich auf (1) die mit dem Phänomen verbundenen Konzeptionen von Krankheit und Kranksein und deren Auswirkungen, (2) die nicht schulmedizinischen Diagnosen und Heilungsmethoden, (3) die Bedeutungen, die dem Phänomen in der Bevölkerung zugeschrieben werden und (4) dessen Einordnung und Zuschreibung innerhalb des Glaubens- und Sozialsystems der Rumänen/-innen.

Über die Planung vor der Forschung und die tatsächliche Realität im Feld

Meine Entscheidung diese Forschung in Rumänien zu machen war recht pragmatisch, denn ich komme ursprünglich aus Rumänien und bin dort bis zur Pubertät aufgewachsen. Dadurch, dass ich die Landessprache fließend spreche und noch immer Freunde im Land habe, war für mich der Zugang zum Feld relativ leicht. Darüber hinaus wusste ich auch von vornherein, dass meine älteste Freundin und ihre Schwester und ihre Mutter, sowie auch weitere Bekannte und Freunde meine Forschung sehr wahrscheinlich unterstützen werden. Demnach waren für mich viele der Probleme, die im Feld auftreten können wie z. B. schlech-

¹ Mein Forschungsaufenthalt in Rumänien wurde von „Lehre@LMU“ gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

² „The evil eye is a fair consistent and uniform folk belief complex based upon the idea that an individual, male or female, has the power voluntary or involuntary, to cause harm to another individual or his property merely by looking at or praising that person or property. The harm may consist of illness, or even death or destruction“ (Dundes 1992: 258).

³ Die rumänische Bezeichnung des bösen Blicks ist *deochi*. Wörtlich übersetzt bedeutet *deochi* „von den Augen kommend“.

ter Zugang zum Feld oder auch sprachliche Schwierigkeiten minimiert. Nicht desto trotz können auch in Forschungen, die so gute Voraussetzungen haben Situationen entstehen, an die/der Forscher/-in zuvor nicht gedacht haben.

Vor meiner Reise nach Rumänien besuchte ich das Seminar „Individuelle Forschungsprojekte“, um mich auf mein Forschungsvorhaben vorzubereiten. Dort habe ich, genau wie meine anderen Kommilitonen/-innen ein *proposal* verfasst. In diesem habe ich mir unter anderem Gedanken über den Zeitplan im Verlauf meiner Forschung in Rumänien gemacht. Wie jeder angehende Ethnologe und jede angehende Ethnologin weiß, beginnt die Feldforschung in der Regel mit der sogenannten explorativen Phase. Es ist die Phase in der der Forscher/die Forscherin erste Eindrücke im Feld gewinnt, z. B. durch Wahrnehmungsspaziergänge und/oder auch durch Beobachtungen. Hier entstehen – zu mindestens laut Lehrbuch – die ersten Kontakte und es finden die ersten informativen Gespräche statt. Für meine eigene Forschung hatte auch ich eingeplant, dass ich die ersten zwei oder drei Tage dafür nutzen werde, um mich an die neue Situation im Feld gewöhnen zu können. Ich wollte in dieser Phase die ersten informativen Gespräche führen, um danach die ersten Interviews durchführen zu können.

Die erste Station meiner Forschungsreise war Constanza, die Stadt in der ich aufgewachsen bin. Somit war für mich die Umgebung, in der die Forschung beginnen sollte, sehr wohl bekannt. Auch wenn ich das Leben in Rumänien und viele kulturspezifische Gegebenheiten kenne, brauche ich jedes Mal eine kurze Eingewöhnungsphase, wenn ich nach Rumänien reise. Diese dient vor allem dazu, mich darauf umzustellen, wieder Rumänisch zu sprechen. Ich beherrsche diese Sprache zwar fließend, benutze sie jedoch nicht sehr häufig. Deshalb benötige ich einen kurzen Zeitraum, bis ich mich wieder an diesen Sprachwechsel gewöhnt habe und Rumänisch ohne überlegen zu müssen verwenden kann.

Am 1. März 2013 kam ich nach einer mehrstündigen Reise in Constanza am frühen Abend an. Dort wurde ich von der Schwester meiner ältesten Freundin und ihrem Freund abgeholt, die mich auch zu meiner Unterkunft in Constanza begleiteten. Ich kannte die beiden bereits vor der Reise. Nach dem ich mein Gepäck in der Wohnung deponiert hatte, gingen wir anschließend spazieren und dann etwas essen. Im Verlauf unsere Gespräche kamen wir dann sehr schnell auf das Thema böser Blick zu sprechen. Die Schwester meiner Freundin wusste, warum ich in Rumänien war und dass ich eine Forschung über dieses Phänomen machen wollte und fragte mich, welche Aspekte des Phänomens mich interessieren würden. Obwohl ich mir bereits vor der Reise Fragen überlegt und auch notiert hatte, die ich in den Gesprächen oder auch in den Interviews stellen wollte, fielen mir diese nicht mehr alle auf Anhieb ein. Zudem musste ich gedanklich noch immer aus dem Deutschen ins Rumänische übersetzen und wusste an manchen Stellen nicht, wie ich das eine oder andere so übersetzen soll, dass meine Gegenüber auch verstanden, was ich von ihnen wissen wollte. Ich hatte bei dem Spaziergang natürlich auch meine Notizen und mein Aufnahmegerät nicht dabei. Ich musste also in dieser Situation ein wenig improvisieren, d. h. mir spontan ein paar passende Fragen überlegen und auch extrem darauf achten, was die beiden mir sagten, da ich mir erst im Nachhinein Notizen machen konnte.

Ich befand mich in einer Situation, mit der ich nicht gerechnet hatte. Einerseits fiel es mir schwer mich zu konzentrieren, da ich von der Reise etwas erschöpft war und die Sprachum-

stellung mir zu schaffen machte – am liebsten hätte ich unser Gespräch auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Andererseits wusste ich nicht ob sich mir noch einmal im Verlauf meines Aufenthalts die Gelegenheit bieten würde, sowohl mit der Schwester meiner Freundin, als auch mit ihrem Freund über den bösen Blick zu sprechen. Vor allem wusste ich nicht, ob ich noch einmal mit beiden gleichzeitig darüber reden könnte. Eine Unterhaltung, ein Gespräch oder Interview, an dem mehrere Personen teilnehmen, offenbart manchmal Aspekte, die der Forscher oder die Forscherin in einem Einzelgespräch oder -interview möglicherweise nicht erfahren würde. Dennoch dachte ich während der Unterhaltung darüber nach, sie darum zu bitten, dass wir unser Gespräch zum bösen Blick zu einem späteren Zeitpunkt fortführen. Im Nachhinein bin ich jedoch sehr froh darüber, dass ich es nicht angesprochen habe und einfach versucht habe so viele Informationen wie möglich zu erhalten und diese gleich im Anschluss notierte. Es waren wichtige Informationen, die die Ergebnisse meiner Untersuchung sehr bereichert haben und auf die ich in späteren Interviews aufbauen konnte. Zudem hat sich danach tatsächlich nicht mehr die Möglichkeit ergeben, eine Unterhaltung gemeinsam mit den beiden erwähnten Personen zu führen. Somit bin ich sehr glücklich darüber, dass ich dieses Gespräch nicht unterbrochen habe und die Gelegenheit genutzt habe, obwohl für mich in diesem Augenblick nicht die besten Voraussetzungen für eine solche Unterhaltung gegeben waren.

Über die Tücken und Vorteile einer nicht zu intensiven Literaturrecherche vor der Feldforschungsreise

Schon bevor ich nach Rumänien gefahren bin, habe ich mir darüber Gedanken gemacht, auf welche Formen von Problemen ich als Forscherin im Feld treffen könnte. Eine meiner größten Sorgen war es, das Datenmaterial zu verlieren. Um diese Gefahr zu verringern, habe ich alle meine digitalen Daten an drei verschiedenen Orten gespeichert. Zudem habe ich viele der erhaltenen Informationen zunächst einmal in einem Notizbuch notiert. Doch meine Bedenken haben sich zum Glück nicht bewahrheitet.

Eine meiner weiteren großen Sorgen war es, nichts Neues herauszufinden. Da das Phänomen böser Blick schon von zahlreichen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen untersucht worden war, lag die Vermutung sehr nahe, dass die Erkenntnisse meiner Untersuchung sich vielleicht nicht von den vorangegangenen Ethnographien unterscheiden würden. Der an meine Forschung gestellte Anspruch, war natürlich nicht Ergebnisse zu erhalten, welche die wissenschaftliche Welt verändern. Das vorrangige Ziel dieser Übung war mit Sicherheit, die theoretisch erlernten empirischen Methoden einmal praktisch anzuwenden, und auszuprobieren wie die ethnologische Forschung in der Praxis sein kann. Dennoch wollte ich, gerade weil es sich hierbei um meine erste eigene Feldforschung handelte, und ich das Feld meiner Forschung gut kannte, gerne das Phänomen böser Blick aus einem neuen Blickwinkel betrachten oder wenigstens ein oder zwei Aspekte erfahren, die noch nicht von anderen Wissenschaftler/-innen niedergeschrieben wurden. Dabei wollte ich natürlich auch genügend Datenmaterial in der Forschung erhalten, um die erlernten Methoden der Auswertung im Anschluss einsetzen und ausprobieren zu können.

Und tatsächlich, gleich zu Beginn der Forschung erhielt ich von meinen Gesprächspartner/-innen ein paar Informationen über den bösen Blick, die ich trotz meiner (wie ich zum damaligen Zeitpunkt dachte) umfangreichen Recherche, die ich vor Antritt der Reise durchgeführt

hatte, noch nicht kannte. Diese positive Erfahrung führte dazu, dass ich während des gesamten Aufenthalts sehr motiviert weiter forschte und gespannt war, welche neuen Informationen ich noch erfahren würde. Obwohl nicht jedes geführte Gespräch oder Interview neue Aspekte über den bösen Blick aufwarf, kamen dennoch immer wieder auch Themen über dieses Phänomen zur Sprache, die mir neu waren. Dies führte letztendlich dazu, dass meine Forschung von einer leichten Euphorie begleitet wurde. Zudem muss ich gestehen, dass ich auch ein wenig stolz auf mich war. Jedoch war ich mir während der Forschung sehr bewusst, dass es noch Literatur zu meinem Thema geben konnte, die ich zu dem Zeitpunkt noch nicht gelesen hatte.

Gleich nach meiner Rückkehr aus Rumänien begann ich erneut und voller Tatendrang mit einer noch intensiveren Literaturrecherche als zuvor. Vor allem recherchierte ich zu diesem Zeitpunkt bereits für meine Bachelorarbeit, von der ich zunächst nicht genau wusste, wie ich sie aufbauen sollte und für die ich einen Vergleich mit anderen Ländern in Betracht zog. Im Verlauf dieser umfangreichen Literaturrecherche musste ich aber feststellen, dass ich bei meiner ersten Literaturrecherche – vor Reiseantritt – nicht alle Werke gelesen hatte, die das Thema des bösen Blicks in Rumänien behandelten. Ich hatte sogar in der bereits gelesenen Literatur manche wichtigen Elemente überlesen. Zu meiner Enttäuschung fand ich heraus, dass der Großteil der von mir als „neuen“ erachteten Erkenntnisse bereits schon von anderen Wissenschaftlern bzw. anderen Wissenschaftlerinnen beschrieben und veröffentlicht worden waren. Zugegebenermaßen, es wäre wirklich sehr überraschend gewesen, wenn gerade ich bei einem Phänomen, das schon seit Jahrhunderten erforscht und dokumentiert wurde, viele „neue“ bzw. noch nicht dokumentierte Aspekte entdeckt hätte. Dennoch fühlte es sich gut an, eine „Forscherin“ zu sein, die etwas „Neues“ entdeckt hat, auch wenn das „Neue“ nur ein kleiner winziger Aspekt gewesen war.

Nach dieser Erfahrung stellt sich für mich die Frage, ob meine Recherche vor der Reise intensiver hätte sein sollen? Und natürlich auch welche Schlussfolgerungen ich aus dem Erlebten mitnehmen konnte? Ich denke für mich persönlich war meine „Unwissenheit“ im Feld von Vorteil. Dadurch, dass ich dachte, neue Aspekte gefunden zu haben, konnte ich mich immer wieder motivieren weitere „neue“ Aspekte zu entdecken. Die empirische Forschung machte mir Spaß und war für mich sehr spannend. Somit würde ich sagen, dass es für meine erste Feldforschungserfahrung gut war, nicht jeden Aspekt meines Forschungsgegenstands bereits zu kennen. Ich werde vielleicht bei zukünftigen Projekten darauf aufbauen können und ähnlich handeln. Wichtig ist es nur nach der Rückkehr aus dem Feld, die bereits vollzogene Literaturrecherche zu vertiefen, um sicher zu sein, dass die „neuen“ Aspekte aus der eigenen Forschung auch wirklich neu sind.

Neben den bisher vorgestellten Erfahrungen war für mich die schriftliche Überarbeitung der Forschungsergebnisse in Form meiner Bachelorarbeit eine wichtige Erfahrung, also die Darlegung meiner Erkenntnisse über *deochi* in Rumänien anhand des von mir gesammelten Datenmaterials. Um einen Eindruck davon vermitteln zu können, zu welchen Ergebnissen ich während meiner Untersuchung gekommen bin, werde ich einen kurzen Ausschnitt aus meiner Bachelorarbeit vorstellen.

Über die Konzeption des bösen Blicks in Rumänien und den Umgang der Rumänen/-in mit diesem Phänomen

In der rumänischen Konzeption des bösen Blicks wird von der Existenz von Personen ausgegangen, die die Fähigkeit besitzen, mittels ihrer Augen bei anderen Menschen, aber auch sich selbst sowie bei Tieren und Pflanzen einen Schaden verursachen zu können. Der Schaden äußert sich bei Menschen durch unterschiedliche Symptome und Formen von Erkrankungen wie z. B. Kopfschmerzen, ständiges Gähnen, Magenbeschwerden, Übelkeit, Energielosigkeit und Müdigkeit. Bei diesen Beschwerden handelt es sich um spezifische Beschwerden, die dem bösen Blick zugeordnet werden. D. h., dass die leidende Person in der Regel einen spürbaren Unterschied zwischen den Kopfschmerzen, die vom bösen Blick verursacht wurden und denen eines anderen Ursprungs merkt. Hinzu kommt, dass die betroffenen Personen an mehreren Symptomen gleichzeitig leiden. In seltenen Fällen können sie sogar an den Folgen des bösen Blicks sterben. Vor allem Kinder gelten als besonders anfällig für die Wirkung des bösen Blicks.

Dieser Umstand ergibt sich aufgrund der Tatsache, dass Kinder sehr oft bewundernden Blicken ausgesetzt sind und jeder diese Blicke immer ein Gefahrenpotenzial in sich trägt. Zudem ist die Wirkung des Blickes bei ihnen meist stärker als bei Erwachsenen und somit ist das Risiko, das sie infolge dessen daran sterben, höher. Deshalb wird den meisten Kindern gleich nach der Geburt eine rote Schnur um das Handgelenk gebunden, die sie vor der Wirkung des Blicks schützen soll.

Die aufgeführten Auswirkungen von *deochi* sind unmittelbar an die Emotionen der verursachenden Personen gebunden. Sie können durch bloße Gedanken und oder verbale Äußerungen ausgelöst werden. Dabei handelt es sich um starke Emotionen wie die Bewunderung, das Sich-Wundern über etwas Positives oder Negatives,¹ die Liebe und der Neid. Die Wirkung des Blickes geschieht jedoch auf unbewusster Ebene. Die Handlung ist somit vom Verursacher oder Verursacherin nicht steuerbar.

Über die Heilung der vom bösen Blick verursachten Symptome und Erkrankungen

Zur Heilung der vom bösen Blick verursachten Symptome bzw. Erkrankungen werden sogenannte *descântece* eingesetzt. *Descântece* ist der Plural des Begriffs *descântec*. Dieser Begriff bezeichnet den während der Heilung angewandten Spruch oder auch die gesamte Heilungsprozedur. Die rituelle Handlung des Heilens wird *a descânta* genannt. Die Formen der Heilungsprozeduren sind vielfältig. Dabei können beispielsweise sogenannte „magisch-therapeutische“ Verse oder Sprüche oder auch das Vaterunser, sowie unterschiedliche Utensilien benutzt werden. Bei den Heilungsprozeduren, die mir in Rumänien beschrieben wurden, wurde vor allem das Vaterunser als Heilungsvers benutzt, sowie auch unterschiedliche Utensilien wie Wasser, Salz, Streichhölzer, ein Messer, eine Keramiktafel oder ein Glas.

¹ Als etwas Positives bezeichneten meine Gesprächspartner/-innen z. B. die Schönheit einer Person; als etwas Negatives z.B. Hässlichkeit.

Über die Herangehensweise bei der Heilung: Beschreibung einer der vielen Heilungsmethoden

Wie ich bereits gesagt habe, gibt es unterschiedliche Heilungsmethoden für die Auswirkungen von *deochi* bei Menschen. Eine dieser Methoden, die mir von einer meiner Informantinnen beschrieben wurde, findet in der Regel wie folgt statt:

Die Heilerin zündet zunächst drei Streichhölzer gleichzeitig an. Mit den brennenden Streichhölzern zeichnet sie genau über einer Tasse mit Wasser mehrfach ein Kreuz und sagt gleichzeitig das Vaterunser murmelnd auf. Wenn die Streichhölzer fast ausgebrannt sind, wirft sie diese in das Wasser hinein. Sie wiederholt den Vorgang anschließend noch zweimal. Bevor die letzten drei Streichhölzer ganz abgebrannt sind, sagt sie dann einen kleinen Vers abschließend drei Mal auf: „Der oder die (sie sagt hier den Namen des Patienten oder der Patientin) soll genauso von *deochi* getroffen werden wie meine Ferse“ (eine Ferse kann nicht vom bösen Blick getroffen werden). Dabei zeichnet sie weiter über der Tasse das Kreuz und wirft anschließend die Streichhölzer ebenfalls in das Wasser. Nach Beendigung dieser Prozedur stellt sie erneut mit Salz ein Kreuz über dem Wasser dar, wonach sie mit einem Messer das Wasser in Kreuzform „schneidet“. Darauffolgend trinkt die leidende Person aus der im Ritual benutzten Tasse dreimal einen Schluck, wonach die Heilerin ihre Finger in das Wasser taucht, um es anschließend auf der Stirn, Hände, Handgelenke und auf dem Bauchnabel des/der Patienten/-in aufzutragen.



Kreuzgestus über einer Tasse im Laufe des Heilungsrituals. Foto: Cristiana Gheorghiu

Nach dem Ritus muss der/die Patient/-in den Platz wechseln und sich woanders hinsetzen. Das in der Tasse befindliche Wasser wird danach von der Heilerin außerhalb der Wohnung oder des Hauses über den Kopf nach hinten weggeschüttet. Am Ende des Rituals wird die benutzte Tasse über Nacht im Haus an einem Platz versteckt, von dem ausgegangen wird, dass niemand aus Versehen über sie stolpert. Dadurch soll verhindert werden, dass der böse Blick durch die Berührung mit der Tasse auf eine andere Person übertragen wird.



Utensilien, die bei der Heilung von *deochi* verwendet werden. Foto: Cristiana Gheorghiu

Zitierte Literatur

Alan Dundes (Ed.). 1992. *The Evil Eye. A Folklore Casebook*. Madison, University of Wisconsin Press.

Christiana Gheorghiu hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben und studiert jetzt im Master-Studiengang Ethnologie.

EINBLICKE IN FORSCHUNGSTHEMEN

ARRANGIERTE EHE = ZWANGSHEIRAT? EHESCHLIESSUNGEN IN PAKISTAN DIFFERENZIER- TER BETRACHTET

CHRISTINA STARK¹

Erster Aufenthalt in Pakistan: Besuch einer muslimischen Hochzeit

Zu meinem Forschungsthema kam ich aufgrund eines sechswöchigen Aufenthalts in Islamabad im März und April 2012. Dort wurde ich von einer äußerst freundlichen pakistanischen Gastfamilie in Empfang genommen. Es dauerte keine zwei Wochen, da durfte ich bereits an meiner ersten muslimischen Hochzeit in Islamabad teilnehmen. Doch erst als einige Wochen vergangen waren und ich einen tieferen Einblick in die Kultur Pakistans erhalten konnte, begann ich zu begreifen was eine Heirat in Pakistan tatsächlich bedeutet.

Eine traditionelle pakistanische Hochzeit ist ein dreitägiges farbenfrohes Fest, das sich in drei Teile gliedert, der *mehndi*, der *barat* und der *walima*. Während auf den ersten beiden Festen so viele Gäste wie möglich eingeladen werden, findet letzteres meist in privaten Räumen und nur unter Familienmitgliedern statt. Dieser Hochzeitsabschnitt blieb mir leider bisher noch verschlossen. Bei der *mehndi* wird traditionell den Frauen Henna auf die Hände und Arme gemalt und es wird viel getanzt. Oft studieren Familienmitglieder und enge Freunde Tanzchoreografien ein, die dem Brautpaar und den Gästen vorgeführt werden. Am darauffolgenden Tag findet die *barat* statt, auf welcher auch der Ehevertrag (*nikah*) unterschrieben wird. Wieder wird das Brautpaar auf eine prunkvoll geschmückte Bühne mit einem oftmals roten oder goldenen Samtsofa platziert, so dass jeder der Gäste auf deren prächtiges Gewand und Schmuck blicken kann. Das Brautpaar bleibt die ganze Nacht über dort sitzen. Es bewegt sich weder zum Tanzen, noch isst es etwas. Dahingegen können sich die meisten Gäste kaum auf den Stühlen halten, sobald das Buffet eröffnet wird.

¹ Der Forschungsaufenthalt in Pakistan wurde mit Mitteln aus "Lehre@LMU" gefördert. Ich bedanke mich herzlich für die Unterstützung.



Foto: Christina Stark

Wiedersehen mit der Braut

Ein paar Wochen nach der Hochzeit bot sich mir die Gelegenheit, die frisch verheiratete junge Braut noch einmal zu treffen. Auf der Hochzeit hatte ich keine Chance mit ihr zu sprechen, sodass ich sehr gespannt darauf war, das endlich nachholen zu können. Meine Gastmutter lud sie und ihre Tante in unser Haus ein. Aleema, so der Name der frisch Verheirateten, und ich verstanden uns auf Anhieb. Es lagen gerade einmal zwei Jahre zwischen uns. Sie war damals erst 24 Jahre alt. Als sie mir erzählte, dass sie ihren Ehemann ein halbes Jahr vor der Heirat kennengelernt hat, reagierte ich etwas schockiert. Ich fragte sie, ob das nicht ein wenig zu voreilig wäre, nach so kurzer Zeit zu heiraten. Eine Hochzeit nach sechsmonatiger Kennenlernphase erschien mir überstürzt. Ich fragte, ob ihre Eltern das nicht ähnlich sehen. Gelassen beteuerte mir Aleema, dass sie ganz im Gegenteil sehr glücklich damit seien. Mir war zu diesem Zeitpunkt bereits klar, dass in Pakistan häufig Spontanität gefragt ist und feste Zeiten oder Termine dort nicht existieren. Dieser für mein Empfinden frühzeitige Entschluss zu heiraten, erschien mir jedoch übertrieben. Aleema hat ein abgeschlossenes Studium und könnte gut für sich selbst sorgen. Sie wäre in unseren Augen nicht abhängig von einem Mann. Nachdem sie mir auf die Frage, ob sie ihren Mann denn auch liebe, keine direkte Antwort gab, sondern nur ein zögerliches „das brauche noch Zeit“ machte sich Unverständnis in mir breit.

Etwas später bat ich meine Gastmutter mir mehr über das Heiraten und die Bedeutung der Ehe in Pakistan zu erzählen. Insbesondere wollte ich noch weitere Hintergrundinformationen zu Aleemas Hochzeit erhalten. Als mir meine Gastmutter erklärte, dass diese Heirat eine gewöhnliche arrangierte Heirat gewesen sei, sowie sie in den meisten Mittelschichts-Familien in Islamabad üblich ist, reagierte ich erschrocken: „Das Mädchen wurde gezwungen, diesen Mann zu heiraten?“ Meine Gastmutter verneinte und versicherte mir, dass es gewiss keine Zwangsehe für Aleema sei. Sie sei sehr zufrieden mit dem von ihren Eltern ausgesuchten Ehemann. Ihrer Aussage wirklich Glauben zu schenken, fiel mir allerdings nicht leicht. Was bedeutet „arrangiert“ in diesem Zusammenhang? Inwieweit unterscheidet sich eine Zwangsheirat von einer arrangierten Ehe? Kann nicht beides auch gleichzeitig beides sein? Und was ist mit der dritten Variante, der Liebesheirat? Warum hat diese einen solch verwerflichen Ruf in Pakistan? All diese Fragen schwirrten mir den ganzen sechswöchigen Aufenthalt im Kopf herum. Doch meine Zeit in Islamabad genügte nicht, um mir die vielen Fragen befriedigend klären zu können. Vieles erschien mir absurd und oft kaum nachvollziehbar, sodass mich diese Thematik, selbst nach meiner Ankunft in Deutschland, noch lange beschäftigte.

Wieder in München

Als ich wieder in München angekommen war, war für mich der Pakistan-Aufenthalt noch lang nicht abgeschlossen. Die Thematik der „arrangierten Ehen“ erschien mir besonders undurchsichtig. Ich konnte während einer Literaturrecherche kaum aktuelle Studien dazu finden. Zwar wurden in den letzten Jahren viele Artikel über „arrangierte Ehen“ von muslimischen Migranten hier in Europa veröffentlicht, doch die Artikel über „arrangierte Ehen“ in muslimischen Ländern wie Pakistan, kamen mir größtenteils veraltet vor. Noch dazu bezogen sie sich meist auf ländliche Gegenden und weniger auf den urbanen Raum. Letzteres sollte ein wichtiger Aspekt meiner Forschung werden. Zu verstehen weshalb sich gerade gebildete junge Frauen, die nicht aus einer sozial schwachen Familie stammen und in unseren Augen „unabhängig“ oder „frei“ sind, sich freiwillig für den traditionellen Weg der arrangierten Heirat entscheiden, erschien mir besonders relevant. Ziel der Forschung ist eine Art „Neudefinition“ der arrangierten Ehe. Dazu habe ich junge Frauen im Alter von 16-28 Jahren zu ihren eigenen Erfahrungen befragt. Wichtig war es mir, die sozialen Hintergründe in Zusammenhang mit dem Denken der jungen Frauen zu bringen und nach ihrer Sicht auf die arrangierte Ehe zu fragen.

Mein zweiter Forschungsaufenthalt in Islamabad

Dank der Forschungszuschüsse der Ludwig-Maximilians-Universität konnte ich ein weiteres Mal nach Pakistan reisen. Die Ankunft in Islamabad war herzlich und ich fand ein zweites Mal Unterkunft bei der Gastfamilie, die mich schon bei meinem ersten Besuch aufgenommen hatte. Mit vielen Fragen bepackt, trat ich meine Forschung an. Ich hatte das Glück einige interessante Gespräche führen zu dürfen, von denen ich ein paar Aspekte hier wiedergeben möchte.

Eine arrangierte Heirat wird in der Regel von den Eltern oder weiteren Familienmitglieder organisiert. Traditionell geht die Mutter eines jungen Mannes zu den Eltern der für eine

Hochzeit in Frage kommenden Frau. Nachdem diese das Heiratsangebot angenommen haben, wird ein Treffen zwischen den beiden Familien vereinbart, um Sohn und Tochter miteinander bekannt zu machen. Geben nach diesem Treffen beide ihre Einwilligung zur Heirat, werden ein halbes bis ein ganzes Jahr vor dem Hochzeitstermin immer wieder Treffen zwischen den beiden Familien arrangiert. So können sich das zukünftige Brautpaar und seine Familien näher kennenlernen. Diese Zeit umschreibt den Verlobungszeitraum. Keine einzige der befragten Frauen hat sich jemals mit ihrem Verlobten alleine getroffen, da das als unsittlich angesehen werden würde. Per Telefon und Internet konnten sie jedoch etwas „besser“ und ohne Anwesenheit von Dritten miteinander bekannt werden. Bis zu ihrem Hochzeitstag finden meist um die drei Treffen zwischen den Familien statt.

Die vorangegangene Erläuterung der arrangierten Ehe beschreibt zunächst einmal den äußeren Rahmen einer Heiratszeremonie und wird im weiteren Verlauf noch weiter erklärt und ausgeführt werden. Wichtig war mir die Hochzeit als Prozess zu verstehen, wobei die sozialen Beweggründe eine größere Rolle spielen als der einzelne Hochzeitstag an sich. Außerdem war es für mich von großer Relevanz, die jungen Frauen vor Ort selbst zu fragen, was ihre Definition der arrangierten Ehe sei und wie sie diese umschreiben und verstehen. Viele interessante Gespräche eröffneten mir eine ganz andere Betrachtungsweise auf diese Thematik und halfen mir sie besser zu verstehen.

„In my opinion, an arranged marriage is the type of marriage, decided by your, with your parents consultation. It is not very different from love marriage, as I will have the freedom to say yes or no. It is very important for me, because I would want my parents help in everything I do.“ (20 Jahre, BA-Studentin)

„Love marriage is totally going for your own wishes, not caring for what your parents think. I believe in arranged marriage with (...).“ (21 Jahre, BA-Studentin)

„Arranged marriage is a marriage, which involves consent of both, parents and child. It is important. It holds our culture.“ (21 Jahre, BA-Studentin)

„To be very honest, in forced marriages families remains happy and in love marriages only the couple remains happy. But the consent of elders is very necessary for me, that is why I personally prefer arranged. Neither love nor forced.“ (21 Jahre, BA-Studentin)

„Arranged marriage is arranged by the family with the consent of the bride and groom, not forcefully. It is a big change for everyone, so consent of the bride and groom to marry is very important.“ (BA-Studentin)

Es scheint als wäre der traditionelle Weg der arrangierten Ehe, ein Kompromiss zwischen der älteren und der jüngeren Generation. Die reine Liebesheirat wird von den Befragten als egoistisch und rebellisch interpretiert, wohingegen die Zwangsheirat als selbstbezogen und inakzeptable Entscheidung der Elternseite. Viele junge Frauen erklärten mir, dass sie ihren Eltern eher zutrauen, die richtige Entscheidung für einen Ehemann zu treffen, als sich selbst.

Sie seien damit überfordert. Das liegt daran, dass in Pakistan die Geschlechter und ihr Rollen meist sehr klar voneinander getrennt werden. In Schulen gibt es keine Koedukation von Jungen und Mädchen und Frauen zeigen sich, auch in den Großstädten, weniger in der Öffentlichkeit als es Männer tun. Zudem liegt die Meinung der Älteren den jungen Frauen sehr am Herzen. Schon bei meinem ersten Besuch in Pakistan konnte ich erfahren, wie schwierig es für Einzelne ist, eigene Entscheidungen zu treffen. Jede Handlung, die ein Einzelner vollzieht, fällt gleichzeitig auf seine Familie zurück. Die Familie steht im Zentrum der Werte der Pakistanis, weniger hingegen das Individuum. Häufig wurde ich auch während meiner Interviews damit konfrontiert. „There is no difference between forced and arranged marriage. It is both parents' choice.“ Als ich die 21-jährige Studentin daraufhin fragte, ob sie denn eine Liebesheirat bevorzugen würde, entgegnete sie mir jedoch unerwartet: „No, I would not mind an arranged marriage.“

Hier wurde mir bewusst, auf welchem Weg der Gratwanderung ich mich mit diesem Forschungsthema begeben habe. Immer wieder stieß ich an Grenzen, wo es schwierig einzuschätzen war, inwieweit die Meinungen und Ansichten der jungen Frauen nicht schon beeinflusst oder sogar von den Familien manipuliert sind. In manchen Familien wurde hoher Druck auf die jungen Frauen ausgeübt bald heiraten zu müssen, da das angemessene Heiratsalter in Pakistan für Frauen in der urbanen Mittelschicht zwischen 21 und 25 Jahren liegt. Würde die junge Frau mir gegenüber zugeben, dass sie sich eigentlich noch nicht bereit fühle zu heiraten oder sich lieber eine andere Person als Partner wünsche, als die von ihren Eltern vorgesehene, würde sie damit ihrer Familie in den Rücken fallen. Viel Feingefühl war in solchen Situationen gefragt, die erfreulicherweise doch sehr selten vorkamen.

Einige Frauen habe ich gefragt, ob denn auch ein Leben ohne Heirat für sie vorstellbar wäre und fast alle verneinten. Ein Leben ohne Heirat ist für sie mit einem Leben in Einsamkeit gleichzusetzen. Teilweise reagierten die Frauen überrascht auf diese Frage. Es wirkte als hätten sie noch nie an diese Option gedacht.

„In Pakistan you have to get married.“ (21 Jahre, BA-Studentin)

„It is a part of your mind, thinking you have to get married. Before you think about which kind of marriage you prefer, you think, you have to get married.“ (21 Jahre, BA-Studentin)

„Getting married is part of Pakistani's life.“ (26 Jahre, Journalistin)

„Marriage here is kind of obligation. It is, you know, part of the process of being grown up. It is not something we are instructed by our parents, schools or family. It is something that already exists in our mind. [...] We always see that people, you know, grow up, get a job, get married and then have children. So it is always already into our minds, it is not something we get from outside.“ (26 Jahre, Journalistin)

Fast alle der Frauen erklärten mir, dass es erst nach einer Heirat für sie möglich wäre Kinder zu bekommen und eine Familie zu gründen. Ein Zusammenleben ohne Heirat würde als un-

möglich und absolut unanständig angesehen werden, was wiederum auf die ganze Familie zurückfallen würde. Eine wichtige Rolle spielt hier der Islam, der die Eheschließung als den richtigen Lebensweg vorgibt. Viele Entscheidungen müssen im Konsens der Familie getroffen werden, was wiederum mit dem kulturellen Konzept der Ehre (*izzat*) zusammenhängt. Auch wenn uns diese Frauen zunächst als unabhängig und eigenständig erscheinen, größtenteils kein Kopftuch tragen und einen Beruf ausüben oder ein Studium absolvieren, so sind sie doch stets gewissen Verhaltensregeln unterworfen. Das gilt sowohl für junge Frauen als auch für junge Männer. „At the age of 18 you have freedom of choice, but we never will be independent of our family.“ (24 Jahre, Pilot)

Trotz westlichem Einfluss werden Traditionen sehr hochgehalten. Immer wieder bekam ich zu hören, wie wichtig es sei, die Meinung der Älteren zu akzeptieren, ihnen Respekt zu erweisen und deren Vorstellungen zu folgen. Die arrangierte Ehe ist hier nur ein Beispiel. Um diesen Aspekt der Bedeutung der Eltern, aber auch zugleich der Abhängigkeit von ihnen zu verdeutlichen, führe ich hier eine Geschichte von einer jungen pakistanischen Studentin an. Eine 21 Jahre alte Pakistanerin erzählte mir von ihrem heimlichen Freund. Es sei bereits ihre zweite Beziehung, doch dürften ihr Vater und ihr jüngerer Bruder niemals davon erfahren. Ihre Mutter und jüngere Schwester wüssten hingegen Bescheid. Samiah und ich trafen uns sehr oft und redeten viel. Nachdem ich sie gefragt hatte, ob sie ihren Freund nicht auch heiraten wolle, schüttelte sie stumm den Kopf und meinte kurz, dass sie sich dann gegen ihre Eltern stellen würde. Danach fragte ich sie ein zweites Mal, was sie denn wolle, abgesehen von dem, was sich ihre Eltern von ihr wünschten. Daraufhin schüttelte sie ein zweites Mal den Kopf.

Ein „abgesehen von den Eltern“ existierte in dem Denken der jungen Frau nicht, war in meiner Art des Denkens jedoch fest verankert. Viele Frauen führten ihre Eltern, die ebenfalls in einer arrangierten Ehe lebten, als Vorbild an. Die Anfangszeit sei meist schwierig, jedoch sind sie der festen Überzeugung, dass es möglich sei, einen anfangs fremden Menschen nach einer gewissen Zeit zu lieben. In einer arrangierten Ehe lerne man früh Kompromisse einzugehen. Man „arrangiert“ sich mit seinem Partner im Alltag und habe weniger feste Vorstellungen, wie der andere sein sollte oder sich verhalten sollte. Deshalb würden arrangierte Ehen auch weniger häufig geschieden werden als Liebesehen. Man habe weniger Vorbehalte seinem Partner gegenüber und könne ihm deshalb vorurteilsfreier begegnen, so die Argumentationen der jungen Frauen.

Keine der Befragten wurde von ihren Eltern gegen ihren Willen gezwungen zu heiraten, doch war ein reger Austausch zwischen ihnen und ihren Familienmitgliedern über diese Thematik vorhanden. Die Meinung ihrer Eltern war ihnen besonders wichtig, wohingegen die meisten deutschen Frauen Mitte zwanzig es absolut nicht gerne sehen, wenn sich Eltern in „ihre“ Beziehung einmischen. Eine Hochzeit in Pakistan ist nur selten einfach eine Heirat zwischen zwei Partnern, sondern immer auch eine Heirat zwischen zwei Familien. Die Definition und Betrachtungsweise der „eigenen“ Privatsphäre, oder in Bezug auf die arrangierte Heirat, des „eigenen“ Ehelebens, ist mit der westlichen Perspektive kaum vergleichbar. Letztendlich kommt es immer auf den Einzelfall an, inwieweit die Familie ihren Kindern Freiraum zur eigenen Entscheidung lässt, um beurteilen zu können, ob eine arrangierte Heirat lediglich von den Eltern arrangiert oder erzwungen wurde. Viele Hochzeiten können bereits als „verdeck-

te“ Liebesheirat bezeichnet werden. In einigen Familien kannten sich die Ehepartner bereits lange vor der Eheschließung. Die Eltern arrangierten zwar in diesen Fällen die Hochzeit, aber ich konnte hier eine deutliche Vermischung der Liebesheirat und der reinen arrangierten Ehe beobachten.

Abschließende Bemerkung

Zum Schluss möchte ich noch einiges anmerken, das in diesem Bericht zu kurz gekommen, jedoch im Zusammenhang mit Pakistan von großer Relevanz, ist. Der Gesichtspunkt der Religion, etwa 95% der Einwohner sind Muslime, ist nur kurz angesprochen worden, spielt in Bezug auf die Ansichten des Ehelebens in Pakistan allerdings eine bedeutende Rolle. Viele Aspekte des pakistanischen Lebensstils wurden hier noch nicht angesprochen, da es den Rahmen eines kurzen Forschungsberichts sprengen würde. Außer dem Aspekt des Generationenkonflikts und der Betrachtungsweise der jungen Frauen auf eine arrangierte Ehe, gibt es noch viele weitere interessante Punkte, wie beispielsweise der Einfluss der sozialen Netzwerke auf die Thematik. Wichtig war es mir jedoch, zunächst die Frage zu klären, was überhaupt unter einer arrangierten Heirat verstanden wird. Darüber hinaus fragte ich mich, woher diese grundsätzlichen Zweifel an einer Liebesheirat kommen und weshalb die Ansicht der Familie einen so großen Vorrang im Entscheidungsverhalten einer jungen pakistanischen Frau hat. Ich wollte herausfinden wie der Wunsch nach einer arrangierten Ehe in den Köpfen der jungen Frauen entsteht und welche sozialen Hintergründe und Zusammenhänge ausschlaggebend für die Bildung eines solchen Wunsches sind. Außerdem interessierte mich, welche verschiedenen Formen arrangierte Heiraten aufweisen können. Mein eigenes Geschlecht und Alter war definitiv von großem Vorteil bei der Forschung. Als junge Studentin fand ich relativ leicht Zugang zu den ebenfalls jungen Pakistanerinnen. Hauptbestandteil meiner methodischen Umsetzung der Feldforschung waren, neben der teilnehmenden Beobachtung und beobachtenden Teilnahme, offene unstrukturierte Interviews. Mit einigen Frauen traf ich mich mehrmals, was den Vorteil hatte, dass ich bei Unklarheiten in vorigen Gesprächen, nochmals nachfragen konnte. Das ermöglichte mir einen tieferen Einblick und ein besseres Verständnis in die Thematik. Die meisten Frauen waren mir gegenüber sehr offen, doch veränderte sich die Situation sobald eine dritte Person anwesend war. In den meisten Fällen erschien es mir dann am sinnvollsten, das Gespräch auf einen anderen Tag zu verschieben. Interessant wurde es auch, wenn ich mit mehreren jungen Frauen gleichzeitig über diese Thematik sprach. Häufig fingen sie an untereinander zu diskutieren, während ich nur zuhörte und mitschrieb. Trotzdem kann ich nicht leugnen, dass auch meine Anwesenheit viele Gesprächspartner zu einem gewissen Grade beeinflusste. Die Möglichkeit in Pakistan mit einer Europäerin zu reden ist für die meisten Frauen nicht oft gegeben, weshalb ein Treffen mit mir von den Frauen auch immer als etwas Besonderes angesehen wurde. Zurückblickend kann ich jedoch sagen, dass die meisten Frauen mir viel Vertrauen entgegenbrachten und ehrlichen Einblick in ihr Leben schenkten und mir somit sehr bei meiner Forschung weiter halfen.

Christina Stark hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben.

MARCHA POR LA EDUCACIÓN – DIE STUDENTEN-PROTESTE IN CHILE 2013

MARINA SCHRECK¹

Vamos compañeros,
hay que ponerle un poco más de empeño,
salimos a la calle nuevamente,
educación chilena no se vende – SE DEFIENDE!²

Dieser Sprechgesang ertönte etliche Male auf den Demonstrationen für die Reformierung des chilenischen Bildungssystems auf den Straßen im Zentrum Santiago de Chiles und im ganzen Land. Gefordert wurde die Verbesserung des Zugangs und der Finanzierung des Studiums, aber auch die Verbesserung der Lehre in Schulen und an Universitäten. Ein Studium kostet je nach Studiengang ca. 300-500 Euro im Monat, private Universitäten noch mehr. Das weckt Widerstand in der Bevölkerung.

Es gibt viel zu sehen und zu hören auf diesen riesigen *marchas*, mit bis zu 100.000 oder 200.000 Teilnehmern. Diese Zahl kann aber je nach Quelle stark variieren. Doch wie läuft eine Demo in Chile ab? Was passiert, wer ist dabei und welche weiteren Protestformen gibt es? Wer verwendet welche Formen? Meine ethnologische Forschung zu den Studentenprotesten in Santiago de Chile, die ich während meines Auslandssemesters vor Ort machte, wählte ich aufgrund der Aktualität von sozialen Bewegungen auf der ganzen Welt und der historisch bedeutenden Proteste von 2011, welche die größte Welle sozialer Bewegungen in Chile seit der Rückkehr zur Demokratie im Jahr 1990 war. Entscheidend war außerdem die Prämisse, dass ich in meiner Rolle als Studentin selbst daran teilnehmen konnte. Dabei fokussierte ich mich auf das Protestrepertoire der Studentenbewegung in Santiago. Meine Forschungsfrage drehte sich um die Mobilisierung der Studierenden durch verschiedene

¹ Der Forschungsaufenthalt in Chile wurde von "Lehre@LMU" gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

² Freie Übersetzung: „Los Genossen, zeigt mehr Einsatz, lasst uns wieder auf die Straße gehen, chilenische Bildung verkauft man nicht – man verteidigt sie!“

Formen des Protests. Das gesammelte Material verwendete ich für meine Bachelorarbeit über das Protestrepertoire der chilenischen Studentenbewegung. Dabei geht es um die verwendeten Formen und Mittel die eingesetzt werden, wie sie gewählt werden und welche Wirkungen sie besitzen.

2011 gab es neben diversen Protestmärschen mit unterschiedlichen Mottos, eine Vielzahl von kreativen Formen wie Flashmob zu Michael Jacksons „Thriller“ vor dem Präsidentenpalast La Moneda oder ein öffentlicher Kuss-Marathon (*besatón*), bei dem sich Paare etwa eine halbe Stunde lang küssten und so friedlich protestierten. Alles für eine bessere Bildung, mit Aktivisten quer durch alle Bevölkerungsschichten und Altersgruppen. Nachdem 2012 die Protestwelle abflaute und nur wenige Menschen an Demonstrationen teilnahmen, besetzten wieder mehr Schüler und Studenten im chilenischen Herbst 2013 ihre Schulen und Universitäten und gingen vermehrt auf die Straße. Im Folgenden gebe ich einen Abriss meiner Beobachtungen und Erfahrungen auf den Demonstrationen.



Karikatur des Präsidenten: Piñera schneidet Jugendlichen die Flügel ab. Foto: Marina Schreck

Forderungen der Studierenden und Mobilisierung der Teilnehmer

Die vorherrschenden Protestformen für die Bildung Mitte 2013 waren vor allem Universitäts-Besetzungen (*toma*) und Streiks (*paro*), sowie kulturelle Veranstaltungen. Vor allem die Protestmärsche sind eine Form des Widerstandes, bei denen viele Menschen mobilisiert werden können. Im Gegensatz zu anderen sozialen Bewegungen, die teils spontan entstehen oder von losen Gruppierungen getragen werden, sind die Demonstrationen in Chile meist „struk-

turiert“. Federführend für die Organisation der Demonstrationen sind die Studentenvertretungen, zusammen organisiert in der nationalen Studentenorganisation CONFECH (*Confederación de Estudiantes de Chile*). Außerdem die Schülervertretungen in der ACES (*Asamblea Coordinadora de Estudiantes Secundarios*) und 2013 auch das *Colegio de Profesores*, einem Verband der Grundschullehrer (*Educación Básica y Media*). Die Mobilisierung der Studierenden lief auf vielen Kanälen ab. In der Universität versammelten sich Studierendenvertretung oder Kommilitonen eines Fachs, und malten gemeinsam Plakate und Banner, die sie auf dem Campus aufhängten oder mit auf die Demonstrationen nahmen. Flyer wurden verteilt sowie Infoveranstaltungen (*asambleas*) über Ideen und Änderungen in der Bildungspolitik abgehalten. Ein unabdingbares Mittel für die Mobilisierung war Facebook. Veranstaltungen wurden erstellt, Gruppen und Einzelpersonen informierten sich und konnten anklicken, ob sie daran teilnehmen sowie Fragen stellen. Meist gab es eine kulturelle Veranstaltung nach einer Demonstration, mit Sprechern der Studenten- und Schülerorganisationen, sowie Musikern aus Chile. Diese wurde ebenfalls beworben. Des Weiteren wurden Karten mit den Wegen „gepostet“, auf denen der Protestmarsch durch die Stadt verlaufen sollte. Durch das „Teilen“ der Veranstaltung erreichte jedes Programm viele Menschen. Außerdem gaben die Vorsitzenden der größten Studierendenvertretungen der Universidad Católica (FEUC) und der Universidad de Chile (FECH) Interviews in Radio und Fernsehen. Auch kurze Videos, die zur Mobilisierung aufriefen, wurden ins Netz gestellt, aber sie erhielten auf Youtube nur wenige Klicks.

Mit diesen Mitteln wurden verschiedene Personengruppen erreicht, nicht nur Studierende und Schüler. Die Studentenbewegung (*movimiento estudiantil*) selbst wird nicht nur von Studierenden getragen. Sowohl Schüler als auch Studenten heißen auf Spanisch *estudiantes*. Große öffentliche Veranstaltungen ziehen nicht nur Aktivisten für Bildung an, sondern auch weitere Gruppierungen, die für soziale Gerechtigkeit kämpfen. Die Straße als öffentlicher Raum ist wichtig für die Belange aller Bürger. Eine solche Bewegung ist also nicht homogen. Dementsprechend sind die Forderungen breit gestreut. Hinter der Hauptforderung der *Educación pública gratuita y de calidad* (kostenlose und qualitativ gute staatliche Bildung), gab es verschieden weitere Forderungen. Im Bildungswesen betrafen sie die nationale und lokale Ebene. So wurde einerseits gefordert, dass der Staat die Ausgaben für den Bildungssektor erhöhte, andererseits wurden konkrete Forderungen an die Universitäten oder Schulen gerichtet, wie zum Beispiel nach mehr Mitbestimmungsrechten in Gremien oder auch nach Ausbau der Räumlichkeiten. Die Bildungsproteste, als soziale Bewegung, kritisieren nicht nur das Bildungssystem, sondern die soziale Ungerechtigkeit die das System festigt. Somit werden weitere Schräglagen in sozialen Bereichen und letztlich auch das neoliberalistische Wirtschaftssystem, welches von Pinochet in den 1970er und 1980er Jahren umgesetzt wurde und in Teilen noch besteht, in Frage gestellt. Aufgrund der Gemeinsamkeit der sozialen Gerechtigkeit, schlossen sich regelmäßig Arbeiter-Gewerkschaften mit den Vertretern von Studierenden und Schülern zusammen und gingen gemeinsam mit ihnen auf die Straße, wie beispielsweise beim *toma general* (Generalstreik). Dabei streikten die Studierenden und Arbeiter einer bestimmten Branche legten die Arbeit für einen Tag nieder. Gemeinsam gingen sie dann an diesem Tag auf die Straße. Weitere Gruppierungen, die ich auf den Straßendemonstrationen antraf und aufgrund ihrer Fahnen und Symbole einordnen konnte, waren

Feministinnen, Mapuche,³ Fußballvereine, antikapitalistische Gruppen und viele mehr. Eine häufig verwendete Fahne, die man leicht mit der Regenbogenfahne der Lesben- und Schwulenbewegung verwechseln kann, ist die Regenbogenfahne der indigenen Bewegung⁴ Lateinamerikas.

Bunt und laut

Im chilenischen Wintersemester 2013 fanden fast jeden Monat angemeldete Straßendemonstrationen statt. Während meines Forschungsaufenthaltes in Santiago war ich insgesamt auf vier Protestmärschen. Stimmung und Motive waren ähnlich, weshalb ich im Folgenden Erfahrungen von verschiedenen Tagen berichte. Die Zahl der Demonstranten variiert meiner Erfahrung nach je nach Vorlaufzeit der Demonstration und den beteiligten Gruppen. Der größte Protestmarsch, bei dem ich mitlief, wurde zusammen mit der Kupfer-Gewerkschaft und weiteren Arbeiterverbänden organisiert. Laut Dachverband der Gewerkschaften waren dabei 200.000 Menschen auf der Straße. Wohingegen die Polizei von maximal 80.000 Demonstranten sprach. Wenn man den lokalen und internationalen Medien glauben darf, ist das jedoch nur ein Teil dessen, was 2011 auf den Straßen los war.

Von allen Ecken und Metrostationen strömten die Aktivisten zu einem zentralen Punkt in der Stadt, von dem aus sich die Masse langsam in Bewegung setzte. Man wusste nicht so ganz, wo sie anfängt und wo sie aufhört. Wenn die Stadtverwaltung und die Polizei die Genehmigung gab, zog der Trupp über die breite, zentrale Straße Santiagos, die Alameda. Vorbei an den traditionellen Universitäten Universidad Católica und Universidad de Chile sowie am Präsidentenpalast La Moneda. Eben auch ein symbolischer Weg für eine bessere Bildung, auf der „Schlagader“ der Hauptstadt.

Jede Demonstration ist etwas anders und hat unterschiedliche Elemente oder Mottos. Kunst, Musik und Sprache werden für kostenlose Bildung eingesetzt. Muster, Motive und Verkleidung hängen meist mit dem Studiengang, den Schulen oder politischen Hintergrund zusammen, welche die Aktivisten auf ihre Banner schreiben. An den Häuserwänden, an denen die Demonstranten vorbeizogen, wurden „Tags“ geschrieben – dabei konnte man vor allem Sprüche gegen die *pacos* („Bullen“/Polizei) lesen. Plakate die zuvor meist in der Universität gemeinsam gemalt wurden, hingen von den Häuserwänden oder wurden in der Demonstration getragen. Die Motive waren vor allem Politiker, über die man sich lustig machte, allen voran Präsident Piñera und die Ex-Präsidentin Bachelet. Außerdem natürlich Slogans wie „*educación es un derecho, no un privilegio*“⁵, „*fin al lucro en la educación*“⁶ oder „*ser joven y no ser revolucionario es una contradicción hasta biología*“⁷ – ein Zitat von Salvador Allende, dem sozialistischen Präsidenten aus den 1970er Jahren.

³ Die Mapuche sind die größte indigene Minderheit Chiles.

⁴ Die Regenbogenfahne der indigenen Bewegung entwickelte sich vermutlich aus den Farben des Inkareichs. Sie wird auch als Wiphala bezeichnet.

⁵ Frei übersetzt: „Bildung ist ein Recht und kein Privileg“

⁶ Frei übersetzt: „Schluss mit Gewinn in der Bildung“

⁷ Frei übersetzt: „Jung sein und nicht revolutionär zu sein ist ein Widerspruch zur Biologie“

Wie bereits beschrieben, brachten diverse Gruppierungen ihre Fahnen und Symbole mit ein. Ein bekanntes Profil, welches häufig auch außerhalb der Studentenproteste für linke Ideen genutzt wird, ist das Bild des Musikers Victor Jara. Er war überzeugter Kommunist und sang über seine politischen Ideen. Während es Militärputsches von General Pinochet 1973 wurde er verhaftet, gefoltert und ermordet. „*Justicia para Victor Jara*“⁸ kann man auf Häuserwänden, auf Flyern und eben auch auf den Demonstrationen der Studierenden lesen. Eine weitere Person, die im Protest für soziale Gerechtigkeit weiterlebt, ist Juan Pablo Jimenez. Er war ein junger Gewerkschaftsführer, der im Februar 2013 durch einen Kopfschuss im Hof vor seiner Arbeitsstelle starb. Bis heute sind die Umstände nicht vollständig geklärt. Die Ermittler der *Policía de Investigaciones* (PDI) erklärten abschließend, dass es ein Unfall aufgrund eines Querschlägers (*bala perdida*) war. Die Familie des Verstorbenen ordnete, laut einer chilenischen Zeitung, im Oktober 2013 eine private Untersuchung an. Neben diesen Motiven aus der Geschichte Chiles, wurden auch international bekannte und historisch aufgeladene Motive verwendet. Beispielsweise wurden Anonymous-Masken am Straßenrand verkauft. Ferner posierte die argentinische Comic-Figur Mafalda selbstbewusst auf bunten Fähnchen mit den Forderungen der Studierenden, welche wiederum neben Che Guevara-Fahnen und Buttons lagen. Somit mischten sich bei den Demonstrationen Symbole verschiedener Bewegungen und wurden neu interpretiert.

Musik wurde vor allem mit Trommeln und Blasinstrumenten gespielt. Tänzer, meist bunt bemalt, tanzten den Musikern vorweg. Über Sprechchöre brachten die Aktivisten ihren Unmut oder ihre Gemeinschaft zum Ausdruck. Zu ihren Universitäten, die Verbesserung der Bildung oder sie beschimpften die Polizisten hinter den Absperrungen. Für mehrere Stunden zog der bunte Trupp durch Santiagos Straßen zum vereinbarten Zielort. Dabei wurden auch Passanten oder Anwohner miteinbezogen. An einem heißen Tag jubelte ein Teil der Masse, als Anwohner Wasser auf die Demonstranten schütteten. Zwischen der Menschenmasse streiften außerdem die Straßenhunde umher, die überwiegend freundlich sind und von den Bürgern Santiagos gut behandelt werden.

Was darf zum Wohlbefinden, auch auf einer Demonstration, nicht fehlen? Essen und Trinken. Am Straßenrand sowie mitten in der Menge war mit Limo, Bier, Pizza und *Sopaipillas*⁹ für das leibliche Wohl gesorgt. Viele Schüler verkauften selbstgemachte Süßigkeiten und mit den angebotenen Zitronen konnte man sich gut helfen, wenn die Augen vom Tränengas brannten. Manchmal erinnerten mich die Demonstrationen an einen Rosenmontags-Umzug: mit großen Pappmaschee-Figuren, buntbemalten Plakaten, verkleideten Menschen und Musik in der Luft. Am Rande der Straße standen Menschen an ihren Fenstern oder auf Treppen und schauten der grölenden Masse zu. Selbst einige Studenten sagten mir, die Demos seien für sie ein Stück Karneval. Die überwiegend positive, friedliche und ausgelassene Stimmung kreiert eine Party-Atmosphäre. Menschen gehen gemeinsam für eine Sache auf die Straße. Ein Wir-Gefühl entsteht, das die Menschen für eine Sache mobilisiert.

⁸ Übersetzung: Gerechtigkeit für Victor Jara.

⁹ Sopaipilla ist ein frittiertes Gebäck mit Kürbis und wird mit diversen Soßen gegessen. Man kann es an jeder Ecke in Chile kaufen.

Nach den Demonstrationen schlossen sich immer „kulturelle Veranstaltungen“ an. Der Zielort war je nach genehmigter Route beispielsweise an der Estación Mapocho (ehemaliger Bahnhof). Eine einfache Bühne war aufgebaut auf der sich zuerst die Vertreter der Organisationen versammelten und über eine Anlage zu den Teilnehmern sprachen. Dabei ging es um ihre Forderungen, die bisherigen Änderungen oder weitere Veranstaltungen. Anschließend spielten bekannte chilenische Musiker, zum Beispiel Manuel García und die Menschen tanzten und sangen mit. Doch schon während der friedlichen Zusammenkunft rund um die Bühne, kam es im Hintergrund zu Unruhen. Die Menschen fingen an zu niesen, denn Tränengas lag schon in der Luft. Die *carabineros* gingen repressiv gegen die Demonstranten und *encapuchados* (Vermummte) vor. Gegen Ende der friedlichen Märsche kam es eigentlich immer zu Ausschreitungen. Einerseits wurden Steine, Flaschen oder auch Farbbomben auf die Fahrzeuge der Polizei geworfen, Ampeln umgeknickt und Feuer gelegt. Andererseits gingen Polizisten mit allen Mitteln gegen die Demonstranten vor und erwischten neben einigen wenigen Unruhestiftern viele friedliche Aktivisten. Einige Teilnehmer wurden verhaftet. Eingesetzt wurden Wasserwerfer und Tränengas, die umgangssprachlich *guanacos*¹⁰ und *zorrillos*¹¹ genannt werden, also nach den Eigenschaften der bezeichneten Tiere. Außerdem prügelten die *carabineros* mit Knüppeln auf Studenten ein, oder setzten Plastikgeschosse ein. Die polizeiliche Härte wurde immer wieder verurteilt, mit Videos auf Youtube angeprangert oder auch in der Presse kritisiert. Beispielsweise gab es einen größeren Artikel in den Zeitungen, als ein Plastikgeschoss der Polizisten einen älteren Herrn ans Auge traf.

Wahrnehmung und Repräsentation der Proteste

Die Wahrnehmung der Studentenbewegung in der Bevölkerung war ambivalent und hing oftmals mit einem Gefühl von Unsicherheit zusammen. Meine Vermieterin, Ende sechzig, die die Straßenproteste lediglich im Fernsehen sah, wo hauptsächlich Ausschreitungen mit Tränengas und Wasserwerfen gezeigt wurden, sorgte sich sehr um mich, wenn ich mich zu einer Demonstration verabschiedete. Die meisten Printmedien schrieben vor allem über das gewaltsame Ende der Protestmärsche, bei denen es viel Zerstörung von Schildern und Bushaltestellen gab, abgebrannte Barrikaden, Festnahmen und vieles mehr. Wegen dieser Bilder und Darstellungen in den Medien bekam ich auch von jüngeren Personen, die teilweise keine Studierenden waren aber die Forderungen unterstützten, zurückhaltende bis negative Meinungen über die Proteste für eine kostenlose Bildung zu hören. Die meisten Aktivisten mit denen ich sprach, verurteilten die Ausschreitungen ebenfalls und schoben die Verantwortung dafür auf die *encapuchados* (Vermummte), die Molotow-Cocktails warfen und Schilder zerstörten. Anderslautende Berichte über die Proteste werden vor allem in unabhängigen und linksgerichteten Onlineplattformen und kleinen Zeitungen veröffentlicht, die aber nicht die breite Masse erreichen.

In der Vergangenheit gab die Regierung einige Versprechungen bezüglich der Forderungen aus der Studentenbewegung, die jedoch nicht eingehalten wurden. Im November 2013 gab es in Chile Neuwahlen. Dabei gewann die Favoritin Michelle Bachelet, die von 2006 bis 2010

¹⁰ Guanacos gehören zur Familie der Lamas.

¹¹ Zorrillo ist spanisch für Stinktief.

schon einmal das Land regierte. Sie gewann mit ihrer Koalition der *Nueva Mayoría* die meisten Stimmen, dennoch musste sie gegen Konkurrentin Evelyn Matthei in die Stichwahl am 15. Dezember 2013. Für ihr neues Programm arbeitete sie unter anderem mit der ehemaligen Studentenfürerin und Kommunistin Camila Vallejo zusammen, die das Bild der Studentebewegung 2011 erheblich prägte. Bachelet hat angekündigt, eine kostenlose Bildung in Chile voranzutreiben. Wie die konkrete Umsetzung aussehen soll, ist noch unklar und viele Schüler und Studenten sind skeptisch. Während des Wahlkampfes konnte ich vereinzelt auf Demonstrationen auch auf Schildern lesen: „Ya no te creo, Michelle!“¹²



von den Facebook-Seiten der FECH und movilizateChile

Marina Schreck hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben.

¹² Übersetzung: „Ich glaube dir nicht mehr, Michelle!“

TRADITION UND TUTU IN OMAN - SINNLICHE KÖRPERWAHRNEHMUNG DER BALLETTBESUCHERINNEN

CHRISTINA SEDLMAIR¹

Anfang September begann meine Forschungsreise, die bis Mitte Oktober andauern sollte. Mein Ziel war es, Erkenntnisse über die körperlich-sinnliche Wahrnehmung des weiblichen Publikums bei einer Ballettaufführung zu gewinnen. Doch das Opernhaus, das ich unter die ethnologische Lupe nahm, befindet sich nicht in einem gewöhnlichen Kontext. Es ist nämlich das im Jahre 2011 eröffnete Royal Opera House in der Hauptstadt Omans, die bisher einzige Oper in den Golfstaaten.² Es untersteht dem Staatsoberhaupt und Regierungschef³ Sultan Qaboos bin Said. Das omanische Opernhaus versucht eine Balance zwischen omanischen bzw. arabischen Musik- und Tanzaufführungen und klassischen Opern und Ballettvorführungen zu halten. Auch moderne Tanzperformances werden aufgeführt.⁴

Ballett und Oman – (k)ein Widerspruch? Dieses selten thematisierte Grenzgebiet – eine stark körperbetonte künstlerische Darstellungspraxis im Kontext eines arabischen, islamischen und sehr traditionsbewussten Raums – wollte ich mir genauer ansehen. Schließlich enthalten Ballettaufführungen nicht nur stark körperbetonte Tanzszenen, sondern auch inszenierte Küsse, intime Berührungen (bei Hebefiguren beispielsweise) und Zärtlichkeiten zwischen den Tänzerinnen und Tänzern. Kulturanthropologin Helena Wulff betont, dass diese Handlungen – je nach Setting – als befremdlich oder sogar provozierend aufgefasst werden können (Wulff 1998: 111). Dieses vermeintliche Spannungsfeld schien mir eine ideale Bühne und eine außergewöhnliche Möglichkeit zu sein, um die Körperwahrnehmung der omanischen Frauen bzw. Opernhausbesucherinnen zu erforschen, und um die *Embodiment*-Theorie zu prüfen. Thomas Csordas, ein früher Vertreter dieser Theorie, plädiert dafür, den Körper als biologische Einheit, aber auch als sinnlich und subjektiv erfahrenden Leib mit in die For-

¹ Der Forschungsaufenthalt in Oman wurde von PROSA und von "Lehre@LMU" gefördert. Ich bedanke mich ganz herzlich für die Unterstützung.

² Vgl. Sultanat Oman – Ministerium für Tourismus: Oman Magazin. S. 35. Online unter: <http://www.omantourism.de/fileadmin/website/61download/OmanMag2012.pdf> (12.11.13)

³ Vgl. <https://www.d-a-g.de/index.php?id=105> (06.11.13)

⁴ Vgl. <http://roh.org.om/about-us/overview> (06.11.13)

schung einzubeziehen, um Kultur zu verstehen.⁵ Der Performativitätsforschung nach müsste die Ballettaufführung durch die sinnliche Erfahrung und die Körperlichkeit der Zuschauerinnen deren eigene Körperwahrnehmung und Körperbewusstsein beeinflussen. Grund dafür sind mögliche Irritationen oder Verunsicherungen, die beispielsweise durch textile Freizügigkeit der Ballerinas hervorgerufen werden könnten. Diese führen nämlich zu einer Destabilisierung der Selbst- und der Fremdwahrnehmung, was wiederum transformierende Prozesse auslösen kann, wie die Veränderung der eigenen Körperwahrnehmung (Fischer-Lichte 2004: 341). Körperbetonte Tanzdarbietungen im Kontext von traditionellen omanischen Moralvorstellungen schien dafür ein geeignetes Forschungsfeld zu liefern.

Zwar richtete ich mein Hauptaugenmerk auf das Ballett, aber auch die Opern und andere Inszenierungen verfolgte ich aufmerksam, waren sie doch ebenfalls aufschlussreich bezüglich (freizügiger) Kleidung, Bewegung, körperlicher Nähe zwischen Männern und Frauen, usw. Im Folgenden werde ich nun über meinen Forschungsaufenthalt in Oman berichten und erste Erkenntnisse ansprechen.



Das Royal Opera House Muscat von außen. Foto: Christina Sedlmair

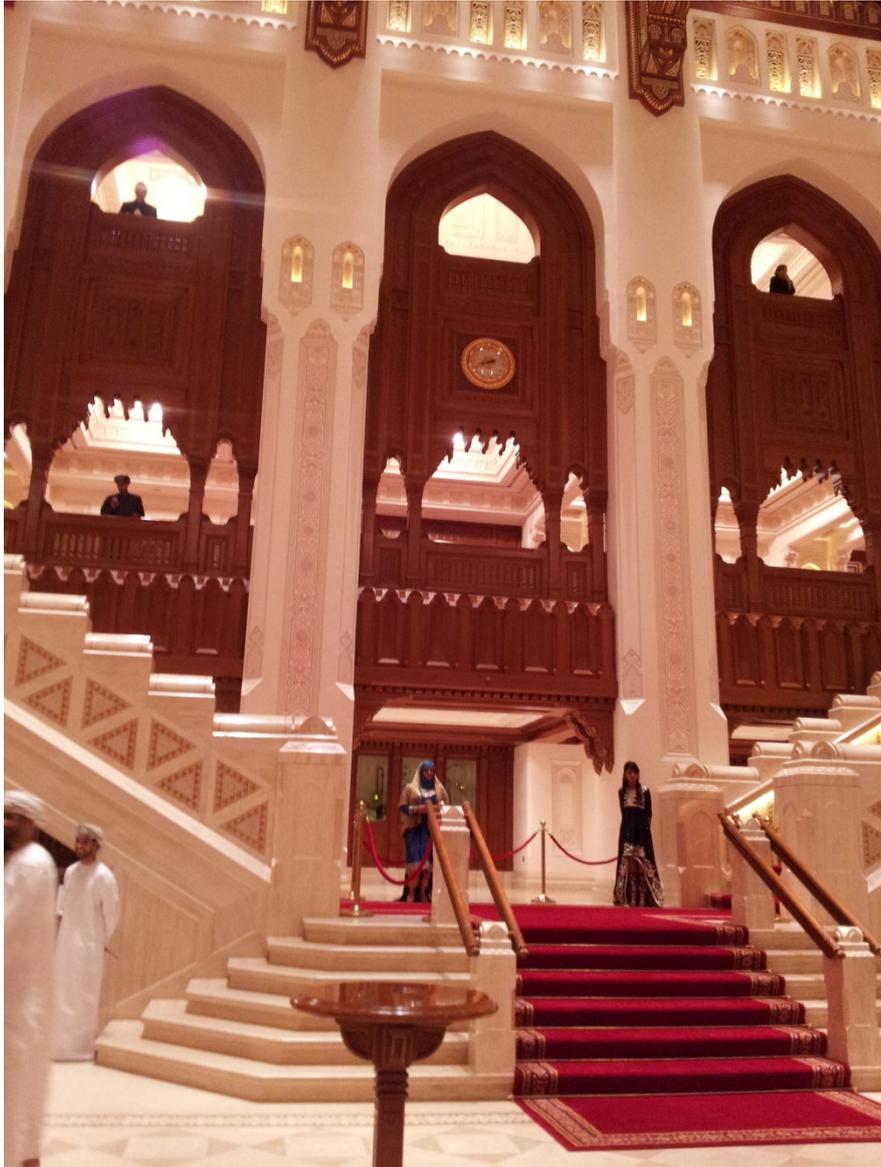
⁵ Vgl. Csordas, Thomas (1994) S. 1 ff und S. 12 sowie Platz, Teresa (2006) S. 81

Das Royal Opera House Muscat

Wie setzen sich diese Frauen mit dem Thema Körper und Körperwahrnehmung auseinander? Was empfinden sie während sie sich eine Ballettaufführung ansehen? Fühlen sie sich in irgendeiner Weise unwohl oder tanzen sie selbst in ihrer Freizeit? Diese und ähnliche Fragen stellte ich mir vor meinem Aufenthalt in Oman und später auch meinen Interviewpartnerinnen.

Doch der Reihe nach! Vor meiner Forschungsreise hatte ich bereits Kontakt mit Dr. Issam El-Mallah aufgenommen, einem Musikwissenschaftler und Mitarbeiter des Opernhauses in Maskat. Er stellte sich als sehr hilfsbereite und wichtigste Kontaktperson heraus, die mir auch Unterkunft und meine ersten Interviewpartnerinnen vermittelte. Von der ersten Woche an versuchte ich jede Inszenierung im Opernhaus zu besuchen, sodass ich verschiedene Aufführungen sah: eine Oper, ein Konzert, eine arabische Darbietung, die sich aus arabischen und speziell omanischen Künstlern zusammensetzte (und z.T. auch Tanz enthielt), und schließlich Ballett. Die Spielsaison eröffnete mit *The Barber of Seville*, es folgten *a Verdi Celebration*, *Julio Bocca's National Ballet of Uruguay*, und die *Omani Women's Day Celebration* mit dem Gastauftritt des international sehr erfolgreichen Stars *Kadim al Sahir*.

Obwohl das Opernhaus allen räumlichen Merkmalen eines gewöhnlichen sehr modernen Opernhauses entspricht, weist es doch eindeutig arabische und omanische Züge auf, die weniger an ein europäisches oder *nicht-arabisches* Opernhaus erinnern. Marmorböden, prachtvolle Lampen und kunstvoll geschnitzte Arabesken aus Holz schmücken das Interieur. Man fühlt sich, als wäre man genau dort wo man auch ist: im traditionsbewussten Oman. Nicht nur die Architektur des Gebäudes, sondern auch die meisten Besucher und Besucherinnen der Oper erinnern daran. So tragen fast alle omanischen Männer einen weißen Kaftan, die *Dishdasha*, mit einem turbanartigen Tuch auf dem Kopf, den *Muzzar*, und fast alle omanischen Frauen einen schwarzen bodenlangen Überwurf, die *Abaya*, mit einem schwarzen Schleier über den Kopf gelegt. Unter der *Abaya* sieht man oft sehr farbenfrohe Stoffe hervorblitzen. Je nach Vorstellung sind mal mehr, mal weniger Touristen oder Geschäftsleute anderer Länder zu sehen. Doch auch die Kleiderordnung verschleierte die Tatsache, dass ich eine westliche Opernaufführung oder ein Verdi-Konzert besuchte. Schon am Eingang werden Frauen in Kleidern, die das Knie nicht bedecken, auf den Dresscode hingewiesen. Auch freie Schultern, tiefe Ausschnitte, transparente Stoffe, oder gar Jeans werden nur selten toleriert. Doch um den Frauen, deren Outfit nicht der Kleiderordnung entspricht, trotzdem einen Besuch der jeweiligen Aufführung zu ermöglichen, bekommen sie vom Opernpersonal eine *Abaya*, die sie während des Abends tragen können. Diese *Abayas* wurden erst kurz vor meiner Ankunft in Maskat von der Oper angeschafft. Davor mussten unangebracht gekleidete Frauen wieder nach Hause geschickt werden.



Platzanwieserinnen im Royal Opera House Muscat. Foto: Christina Sedlmair

Richtig interessant wurde es, als die Vorstellung begann und das Publikum nach Sevilla, Italien, oder Uruguay entführte. Inmitten bis auf das Gesicht verhüllter Frauen wirkte die Kulisse um mich herum nahezu unwirklich. Ich merkte, wie ich selbst immer an meinem Tuch über den Schultern zupfte, aus Angst, dass Haut herausblitzen könnte. Gleichzeitig verfolgte ich jedoch die Arien und Choreographien von Frauen, die weit weniger Kleidung trugen als ich.

Besonders interessant für meine Forschung war das Ballett aus Uruguay. Die erste Hälfte bestand hauptsächlich aus sehr modernen virtuos-artistischen Choreographien, die mit ebenso avantgardistischer und sehr minimalistischer Musik untermalt wurden. Sowohl die Kleidung der Tänzer, als auch die Musik wurden auf das Wesentlichste reduziert, sodass der Körper noch mehr ins Zentrum des Geschehens rückte als bei einer klassischen Ballettaufführung. Die Kostüme – sowohl bei den Männern, als auch bei den Frauen – bestanden meist

aus einem schlichten engen Body und einer Leggings. Die energische musikalische Begleitung zur Choreographie bestand aus elektroakustischem Rhythmus und wenig Melodie.⁶ Anders als bei Schwanensee und Co. wurde hier mit Tanz und Musik keine Geschichte erzählt. Keine fantasieanregenden Kulissen lenkten vom Wesentlichen ab: dem Körper. Der Körper selbst spielte die Hauptrolle.

Die zweite Hälfte enthielt viel Tango und Candombe-Elemente. Während mancher Tango- und Candombe-Choreographien, bei denen nun auch einige Tänzerinnen zu ihrem Bühnenoutfit einen Rock trugen, wurde es melodischer. In einem unterhaltsamen Part tanzten sogar Männerpaare miteinander Tango. Ein mutiges Unterfangen in einem Land, in dem Homosexualität illegal ist?⁷

Methoden

Bei meiner teilnehmenden Beobachtung im Opernhaus vor, während und nach den Aufführungen, nahm ich alle körperlichen Wahrnehmungen der Zuschauerinnen und meine eigenen in meine Forschung auf. So ließen sich während der Performance u. a. aufgeregtes Lachen der Zuschauerinnen, ihr Tippen mit den Füßen im Takt und Unterhaltungen beobachten, aber auch teilnahmsloses Herumtippen auf ihren Handys oder das vorzeitige Verlassen einer Aufführung. Diese körperlichen Reaktionen, hängen eng mit der sinnlichen Wahrnehmung der Zuschauerinnen zusammen. Diese Form der Informationsgewinnung ermöglicht das Einholen von Informationen über Atmosphäre und körperliche Wirkung im Opernhaus. Dabei kann auch das Verhalten, soziale Kontakte, der Frauenanteil am Publikum und die Kleidung der Anwesenden beobachtet und reflektiert werden. Besonderes Augenmerk richtete ich auf die Kleidung der Tänzerinnen und Tänzer auf der Bühne. Wird die Kleidung angepasst oder gar zensiert? Ja sie wird. Aber in erster Linie nicht durch das Royal Opera House selbst. Die Darsteller, Choreographen usw. werden schon bei den ersten Kontakten durch das Royal Opera House auf Erwartungen und mögliche Moralvorstellungen des omanischen Publikums aufmerksam gemacht, sodass es bisher zu keiner nennenswerten Zensur durch das Opernpersonal kam.

Doch auch Interviews mit Besucherinnen von Ballettaufführungen im Royal Opera House und dessen MitarbeiterInnen waren für meine Arbeit besonders relevant, denn sie ermöglichten mir, konkrete Fragen zu stellen. Neben dem Programmdirektor, Dr. Issam El-Mallah, den ich zum Thema Rezeption, Zensur, etc. befragte, wollte ich von fünf Frauen, die im Opernhaus Maskat eine Ballettinszenierung gesehen hatten, etwas über ihre individuelle (körperliche) Wahrnehmung erfahren. Durch Leitfadeninterviews konnte ich tiefer auf die persönliche körperliche Erfahrungsebene meiner Interviewpartnerinnen eingehen. Zwei von ihnen waren selbst Mitarbeiterinnen der Oper. Alle fünf Frauen leben in Maskat und sind finanziell gut situiert. Sie haben studiert oder studieren noch. Mit 18, 22, 29, 31, und 43 Jahren handelt es sich bei meinen Interviewpartnerinnen um junge Omanerinnen, was bei der

⁶ Vgl. Bardin, Pablo (12.10.13): Uruguay National Ballet: an admirable début. In: Buenos Aires Herald. Online unter: <http://www.buenosairesherald.com/article/142681/uruguay-national-ballet-an-admirable-d%C3%A9but> (04.12.13)

⁷ Vgl. <http://www.gaystation.info/law/> (06.11.13)

Auswertung zu berücksichtigen ist. Allein Noora AlBadi ist verheiratet und hat Kinder. Allerdings schon zum zweiten Mal, denn von ihrem ersten Ehemann ließ sich die Mitarbeiterin im Bildungsministerium, Dichterin und Schauspielerin scheiden.

Informelle Gespräche mit omanischen Frauen aus Maskat und Frauen anderer Nationen, die schon mehrere Jahre in Maskat gelebt hatten, lieferten zusätzliche Informationen über die Körperwahrnehmung der hiesigen Frauen. So erfuhr ich beispielsweise von dem enorm hohen Stellenwert der Jungfräulichkeit der Frauen bei ihrer ersten Eheschließung. Geschiedene Frauen können allerdings relativ problemlos eine neue Ehe eingehen. Während meines Aufenthaltes lernte ich drei Frauen kennen, die geschieden sind und bereits in ihrer zweiten Ehe leben. Wer ist also die moderne Frau aus Maskat, die Ballettaufführungen besucht? Dieser Frage soll im Laufe meiner Forschung weiter nachgegangen werden.

Weitere Locations

Die meiste Zeit meines Aufenthaltes verbrachte ich jedoch mit Beobachtungen außerhalb der Oper, da die Vorstellungen zeitlich begrenzt und das Gebäude tagsüber nur bis zur Ticketkasse zugänglich war. Die Körperwahrnehmung der Frauen ließ sich natürlich nicht nur in der Oper beobachten, ganz im Gegenteil. Um zu verstehen, inwieweit sich moderne omanische Frauen mit ihrem Körper auseinandersetzen, war das Beobachten von und Konversationen mit omanischen Frauen essentiell. Für mich eröffnete sich eine Stadt, in dem sinnliche bzw. körperliche Wahrnehmung eine sehr große Rolle spielt...

Die Opera Galleria beispielsweise, eine exklusive Shopping-Mall, die im Gebäudekomplex des Opernhauses integriert ist, bot mir eine gute Gelegenheit, mehr über Frauen aus Maskat zu erfahren. Bei einer Tasse Cappuccino im Café ließen sich die Mall-Besucherinnen ganz entspannt beim Bummeln in luxuriösen Boutiquen, bei Juwelieren und Parfumeuren beobachten.



Eine Gruppe junger Männer beim Joggen



Eine junge Familie erfrischt sich im Meer
Fotos: Christina Sedlmair

Ein weiterer interessanter Ort für meine Forschung war der Strand. Das Stadtviertel Shatti al Qurum, in dem sich die Oper befindet, grenzt direkt an den öffentlichen Sandstrand an. Vor allem am späten Nachmittag halten sich hier viele einheimische Frauen, Männer und Kinder auf. Sobald die Sonne am Horizont verschwindet und der Aufenthalt außerhalb klimatisierter Räume und Autos erst möglich wird, machen sie Picknick, Gymnastik, gehen spazieren und joggen. Ein sehr großer Teil der jungen Männer spielt Fußball. Relativ wenige stürzen sich in die sauberen Fluten des Golfs von Oman. Frauen schon gar nicht. Sie heben höchstens ihre Gewänder etwas an, um ihre Füße zu erfrischen, während ihre Kinder im Wasser planschen. Doch sportlich sind nahezu alle unterwegs. Oft sah ich Frauen, zu zweit, zu dritt oder in einer Vierergruppe in flottem Tempo am Strand entlang schreiten, *Abaya* und Rock mit einer Hand etwas angehoben, um die feinen Stoffe vor dem Sand zu schützen. Die Schuhe in der anderen Hand. Der Laufstil erinnerte mich an Nordic Walking, nur ohne Stöcke. Wo tagsüber höchstens Fischer, Touristen und wenige Einheimische entlangschlendern, trifft man gegen Abend auf aktive Sportler, junge Familien und... Liebespaare. Auf das ein oder andere händchenhaltende Pärchen kann man vor allem bei Einbruch der Dunkelheit stoßen. Jedoch beschränken sich diese Entdeckungen auf ca. fünf omanische Paare, die ich im Laufe meines Aufenthaltes in Oman am Strand händchenhaltend entlangschlendern sah. Auch wenn ich es nirgendwo sonst außerhalb von Hotelanlagen beobachten konnte, sah ich Paare zu späterer Stunde sogar eng umschlungen am öffentlichen Strand sitzend.



Abendliche Szene am Strand in Maskat, nicht weit von der Oper entfernt. Foto: Christina Sedlmair

Märkte und Geschäfte spielen bei meiner Forschung ebenfalls eine wichtige Rolle. Im traditionellen Souk von Mutrah verhandelten Frauen selbstbewusst mit den Händlern und Verkäufern um den Preis. Weibliche omanische Verkäuferinnen sah ich hier nicht. Ganz anders als im Weihrauch-Souk von Salalah, einer Stadt im Süden des Landes, wo sehr viele Frauen das Bild des Marktes prägen. Dort trugen die meisten Weihrauchhändlerinnen zu ihrer *Abaya* und dem Schleier über dem Kopf noch ein zusätzliches Tuch mit Sichtschlitz oder eine Art Maske, der *Burqa*, vor dem Gesicht, so dass nur die oftmals mit schwarzem Kajal umrandeten Augen sichtbar waren. Die Umgebung Salalahs ist seit Jahrtausenden für ihren Weihrauch bekannt. Vielerorts wird das Harz und *Bokhur* verkauft. *Bokhur* ist eine Art Weihrauchmischung zusammen mit einer vielfältigen Komposition aus Myrrhe, Sandelholz, Adlerholz, Rosenwasser, Moschus, Safran und weiteren Aromen. Diese beeindruckenden Räucher-mischungen werden meist von Frauen in Handarbeit hergestellt (Weber und Bohn 2007: 20). Offenbar hat jede Frau ihr geheimes Rezept, das von der Mutter an die Tochter weitergegeben wird. Mit Weihrauch oder *Bokhur* werden sogar der Kaftan oder die Gewänder der Frauen geräuchert. Im Land der Düfte wird nicht nur der Körper selbst, sondern auch die Stoffe der Kleidung parfümiert. Duftende Salben werden hier ebenfalls feilgeboten. Angeblich werden sie auch von den Frauen selbst produziert und sollen bei der Hitze länger am Körper halten, als gewöhnliche Parfums. Ich habe es ausprobiert – und es stimmt!

Am meisten lernte ich über die omanischen Frauen in Maskat bei privaten Abendgesellschaften, zu denen ich eingeladen wurde. Das erste Mal verbrachte ich den Abend mit zwei Frauen mittleren Alters, die gut befreundet sind, und ihren erwachsenen Töchtern. Einige der Frauen hatten schon ein Ballett im Opernhaus besucht. Es war ein sehr lustiger Abend, an dem viel über Männer, Frauen, und Körper gesprochen wurde. Dabei wurden Themen wie Liebe, das Stillen und jugendliches Aussehen angesprochen. So ganz unter Frauen wurde Kopftuch und *Abaya* ausgezogen, sodass sich das Outfit bei den meisten Frauen kaum von meinem unterschied.

Richtig überrascht war ich an meiner zweiten Abendgesellschaft, einer Geburtstagsparty. Schon bei der Einladung wurde mir von dem Mädchen mitgeteilt, dass die Feier zu ihrem 18. Geburtstag ganz ohne Jungs sein wird, und dass alle kurze Kleider tragen werden. Weil sie sie sonst nicht tragen könnten, nutzten sie – so das Geburtstagskind – jede Gelegenheit, sexy Kleider anzuziehen. Am Tag der Party wurde ich als einziger Gast schon mittags eingeladen, um mich partytauglich zu machen. Von Fatima, der Schwester des Geburtstagskindes, wurde ich geschminkt und mein knielanges, schulterfreies schwarzes Kleid wurde mit Schmuck modisch aufgewertet. Als ich mich nach dem Schminken im Spiegel betrachtete, machte mich die ältere Schwester darauf aufmerksam, dass ich das Make-up vielleicht als zu viel empfinden würde, und dass ich allerdings an den anderen Partygästen sehen werde, dass das noch wenig sei. Daraufhin folgte eine interessante Ausführung über den Unterschied zwischen europäischem, amerikanischem und omanischen Make-up. Sie kritisierte die Schminkweise der meisten omanischen Frauen, weil sie ihrer Meinung nach ihr Gesicht zu hell schminken und die Augen mit zu viel Schwarz betonen, vor allem Frauen in Salalah. Während dieses Nachmittags erfuhr ich sehr viel vom Leben der jungen Frauen, ihren Ambitionen, Heirat, Problemen mit Freundinnen und Einstellung zum Körper. Am Abend trafen dann alle Gäste in *Abayas* und Kopftuch ein. In einem bestimmten Zimmer stand eine mobile Garderobe mit Kleiderbügeln bereit, speziell für die *Abayas*. Die jungen Frauen streiften sich ihre *Abaya* ab

und kurze Partykleider kamen zum Vorschein. Den ganzen Abend lang wurde ausgelassen gefeiert und zu moderner arabischer, amerikanischer und lateinamerikanischer Musik getanzt. Zu den Rhythmen bewegten 25 der 28 Mädchen ihre Hüften in bauchtanzähnlichen Kreisen oder probierten Hip-Hop-Choreographien aus. Zwischendurch stieß das ein oder andere Mädchen hohe schrille „jeljeljelj“-Laute aus, ein Jubelruf, der mir sogar einmal in Publikum der Oper während des Starauftritts von Kadim al Sahir begegnet ist. Doch das ist eine andere Geschichte.

Musik und Tanz spielen auch für meine Interviewpartnerinnen eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Alle tanzen in ihrer Freizeit zuhause, auf Festen oder in einem Kurs im Fitnessstudio. Eine Interviewpartnerin tanzte als Kind sogar Ballett. Eine andere nimmt an einem Bollywood-Dance-Kurs teil. Für die Omanerinnen, die ich kennenlernte, ist Musik und Tanz miteinander eng verwoben.

Spätestens an jenem Partyabend bin ich auf erste Schwierigkeiten bezüglich meiner Forschung gestoßen. Darf ich sehr persönliche und intime Informationen, die mir im Vertrauen mitgeteilt wurden, in meine wissenschaftliche Arbeit einbauen oder sogar veröffentlichen? Wo lässt sich die Grenze ziehen zwischen Wissenschaft und Vertrauensmissbrauch? Mit Sicherheit wurde ich von den Frauen in jenen Momenten nicht als Ethnologin, sondern als Frau oder sogar Vertraute wahrgenommen.

Sinn und Sinnlichkeit. Ein kleiner Exkurs in das Land der Düfte

Um einen Eindruck von der Körperwahrnehmung der Frauen in Oman zu geben, werde ich im Folgenden kurz auf eine wichtige sinnliche Erfahrung eingehen, die mir im Sultanat begegnet ist, und die es dort zu Hauf gibt: Düfte.

Schwere Parfums und Weihrauch liegen in der Luft. Nicht nur in Privathaushalten sondern auch in Shoppingmalls und in Hotels wird mit dem beliebten Harz geräuchert, sodass man stets einen wohlriechenden Weihrauchduft in der Nase hat, der die Umgebung in eine luxuriöse, fast schon sakrale Atmosphäre taucht. Selbst in Taxis hängt oft ein kleines Fläschchen mit Weihrauchöl am Rückspiegel, das einen angenehmen Duft verströmt. Obwohl, wie bereits oben erwähnt, gerne die Kleidung mit Weihrauch oder *Bokhur* geräuchert wird, benutzen omanische Frauen oft zusätzlich schweres Parfum. Duftende Öle, Cremes und Rosenwasser werden ebenfalls gerne für den Körper verwendet. Der Herrscher Sultan Qaboos selbst gab zusammen mit einem omanischen Unternehmen die Kreation eines Duftes in Auftrag, für dessen Inhaltsstoffe Geld keine Rolle spielen sollte. Der berühmte Parfumenthersteller Guy Robert stellte daraufhin das kostbarste Parfum der Welt zusammen: *Amouage* (arab. *Welle*). Seine Duftwellen erwecken laut Reiseführer „die Vorstellung wogender Gefühle, während zugleich das französische *amour* mitklingt“ (Heck 2001: 251). Verschiedene Variationen von *Amouage* sind in Parfümerien in Maskat käuflich zu erwerben. Laut Händler ist der Duft auch in wenigen ausgesuchten Häusern in Deutschland erhältlich. Online kann man das

luxuriöse Parfum der „Königshäuser, Aristokraten und Berühmtheiten“⁸ jedenfalls problemlos bei *Ludwig Beck* erstehen. Dort wird es gepriesen als „exklusive[r] Duft des Orients, der nun auch das Abendland begeistert. [...] 1001 Nacht für die Sinne!“⁹

Monarchie und Männerquote

Während meines Forschungsaufenthalts stellte ich bei Gesprächen mit omanischen Frauen schnell fest, dass sich der Herrscher Omans großer Beliebtheit erfreut. Portraits von Sultan Qaboos schmückten die Wände der omanischen Privathäuser, zu denen ich eingeladen wurde. Sogar in den Schlafzimmern der beiden Mädchen, die mich für die oben erwähnte Party hergerichtet hatten, hing je ein Portrait des Sultans. In manchen Häusern zierte nur ein Bild den Saloon, anderswo sah ich den Sultan als Kind, als jungen Mann und auf einem Pferd sitzend. Woher kam diese große Verehrung eines Staatsoberhauses?

Dazu muss man sich Oman vor 1970 ansehen: Ein Land mit einer Kindersterblichkeitsrate von 75 Prozent und einer Analphabetenquote von weit über 90 Prozent, in dem Radios, das Tragen von Sonnenbrillen und der Import von Büchern und Medizin verboten war. In ganz Oman gab es nur ein Krankenhaus, drei Primarschulen und eine geteerte Straße. Der Vater des heutigen Sultans versuchte sein Volk von allem Modernen des 20. Jahrhunderts abzusichern (Haase 1998). Nachdem der junge Qaboos, der in England studiert hatte, seinen Vater, Sultan Said bin Taimur 1970 zur Abdankung gezwungen hatte, sollte sich für die omanische Bevölkerung vieles ändern.¹⁰

Seit dem hat das Land eine rasante Entwicklung hinter sich. Die Bildung der Frauen und Männer ist gefördert worden. Selbst im Hinterland traf ich in einer abgelegenen Bergregion im Süden des Landes auf eine Ziegenhirten, deren Englisch fließend war. Inzwischen studieren sogar so viele Frauen, dass an der Universität eine Männerquote eingeführt werden musste. Der Anteil von weiblichen Führungskräften ist sogar höher als in der Bundesrepublik.¹¹ Allerdings muss man dazusagen, dass die Frauen in Führungspositionen meines Erachtens meist aus reichen privilegierten Familien kommen. Reichtum und Einfluss der Familien hängen oft mit der traditionellen Stammeszugehörigkeit der Familien und ihrer Beziehung zum Sultanspalast zusammen.

Seit seiner Machtergreifung setzt sich Qaboos jedenfalls u. a. für religiöse Toleranz, Frieden und Umweltschutz ein. Klingt alles wie ein Märchen aus 1001 Nacht? Bei all der großen Verehrung durch sein Volk darf nicht vergessen werden, dass es sich hierbei um eine absolute Monarchie handelt. Gesetze werden einzig vom Sultan erlassen und politisch orientierte Parteien sind verboten (Heck 2011: 15). Sultan Qaboos ist zweifellos sehr beliebt, trotzdem wird es auch aus diesen Gründen in Oman generell schwierig sein, negative Meinungen über

⁸ http://www.ludwigbeck.de/marken/amouage.html?adword=google/brand_Amouage/amouage (09.11.13)

⁹ Ebd. (09.11.13)

¹⁰ <https://www.d-a-g.de/index.php?id=105> (10.11.13)

¹¹ <http://www.wzonline.de/nachrichten/lokal/artikel/maennerquote-an-der-universitaet-im-sultanat-oman.html> (10.11.13)

das Staatsoberhaupt zu vernehmen. Obwohl es in der Vergangenheit wohl Unmut über einzelne Minister gab, zweifelte bisher niemand – weder die wachsende Zahl der akademisch Gebildeten, noch die weniger privilegierten Schichten – offiziell die Legitimation des Herrschers an (ebd.: S. 50).

Die junge Ballettbesucherin aus Maskat

Die omanischen Frauen, die ich kennengelernt und mit denen ich gesprochen habe, setzen sich viel mit ihrem Körper auseinander. Der Körper wird als heilig betrachtet und deswegen verehrt, gepflegt und vor fremden Blicken geschützt. Diäten und Sport werden praktiziert um den Körper in Form zu halten. Der Gebrauch von Parfüm ist eine Selbstverständlichkeit. Die Bekleidung der Ballerinas war nicht nur für meine Interviewpartnerinnen ein sehr entscheidender Faktor für eine gelungene Inszenierung, sondern sie ist Ballettbesucherinnen im *Royal Opera House* generell sehr wichtig. Bauschige Röcke, märchenhafte Outfits und fantasievolle Stylings in Verbindung mit anspruchsvollem Tanz, entsprechen ihren Vorstellungen von einer guten Ballettaufführung.

Mode spielt aber nicht allein im Ballett eine wichtige Rolle. Edle Schuhe, gerne auch mit Pfennigabsatz, Schmuck und die passende Handtasche sind ein Muss. Eingekauft wird oft in Dubai. Selbst die oben erwähnte Ziegenhirtin, der ich in einer abgelegenen Bergregion mit ihren Ziegen begegnet bin, trug ein sauberes pinkes Kleid mit Schleppe. Hennamalereien zieren bei vielen Frauen Hände, Arme und Füße. Alle omanischen Frauen bis ca. vierzig Jahre, die ich in den Städten Maskat und Salalah sah, waren auffällig aber geschmackvoll geschminkt. Unter ihren Kopfbedeckungen zeichnete sich meist eine voluminös gestylte Frisur ab. Wenn ich Frauen ohne Schleier auf ihrem Kopf sah, trugen sie aufwendige Frisuren oder offenes, meist langes Haar. *Abaya*, Schleier und in wenigen Fällen auch die *Burqa*, werden – entgegen gängiger Vorurteile – nicht als Mittel der Unterdrückung verstanden, sondern mit Stolz getragen. *Abayas* halten viele Frauen für schick. In Salalah sah ich vermehrt Frauen mit einem halbdurchsichtigen Chiffontuch vor ihrem ganzen Gesicht.

Die Verhüllung der Haut gewährleistet nicht nur das Ansehen der Frau selbst, sondern auch das ihrer Familie. Sie steigert sogar in gewisser Weise ihre Attraktivität. Unverheiratete Frauen wirken damit anziehend auf gläubige Männer, die eine ehrenhafte und religiöse Frau ehelichen möchten. Unter den schwarzen *Abayas* wird oft sehr bunte und teure Kleidung getragen. Der schwarze Umhang wird von den Frauen in Maskat oft nur bei Besuch oder außerhalb ihres Zuhauses übergezogen. Immer wieder sieht man jedoch auch die ein oder andere omanische Frau, die keine *Abaya* trägt. Bei der *Omani Women's Day Celebration* in der Oper beispielsweise, sah ich mehr Frauen ohne *Abaya* als bei den anderen Vorstellungen. Ob das am Starauftritt von Kadim al Sahir lag, kann ich nicht beurteilen.

Je länger ich mich in Oman aufhielt, desto mehr änderte sich mein Blick auf die Bekleidung der verschleierte Frauen. Es dauerte nicht lange und ich fühlte mich in meiner eigenen Kleidung unwohl. Meine Haare kamen mir plötzlich zu zerzaust und mein Gesicht zu ungepflegt vor, weil ich kaum geschminkt war. Wenn ich mit omanischen Frauen zusammen war, machten sie meistens einen sehr glamourösen Eindruck auf mich, und ich selbst fühlte mich

fast wie eine graue Maus. Im privaten Bereich haben die Frauen meist ein sehr entspanntes Verhältnis zum eigenen Körper. Wenn keine Männer anwesend sind, die nicht zur direkten Familie gehören, können sie problemlos ihre Verschleierung abnehmen, im Pool schwimmen, oder in Miniröcken auf einer Party tanzen. Im öffentlichen Raum tritt ihr Körper allerdings in den Hintergrund. Daher ist die Unterscheidung zwischen privatem und öffentlichem Raum für Frauen und daher auch für meine Forschung sehr relevant.

Das Opernhaus in Maskat stellt hier eine interessante Mischung dar: Es ist ein öffentlicher Raum, in dem bei einer Ballettaufführung auf der Bühne eine intime körperliche Atmosphäre erzeugt wird. Körperliche Szenen, die sonst nur im privaten Bereich am häuslichen Fernseher gesehen werden könnten, werden hier öffentlich, live und mit allen Sinnen erfahren. Aus diesem Grund gibt es auch sehr viele Omanerinnen und Omaner, die sich grundsätzlich kein Ballett ansehen. Eine Interviewpartnerin meinte, dass Männer eher ein Problem mit Ballettaufführungen hätten als Frauen, weil sich Frauen ohnehin deutlich mehr mit ihrem Körper auseinandersetzen als Männer. Mooza, eine 29-jährige Mitarbeiterin des Opernhauses, bestätigte, dass Männer Ballett eher boykottieren als Frauen und dass Frauen eine offenere Einstellung zu Ballett hätten. Bestimmte Sprünge und gespreizte Beine stellen für Männer oft ein Problem dar. Eine Gratwanderung zwischen Ästhetik und Provokation. So berichtet Mooza: “[...] it’s kind of pushing very close to what is acceptable and what is not acceptable.”¹² Sie beschreibt den Großteil der Bevölkerung als sehr konservativ. Eine traditionelle omanische Person würde sich kein Ballett ansehen.

Die Frauen, die im Opernhaus eine Ballettaufführung besuchen, pflegen einen bestimmten modernen Lebensstil. Oft haben omanische Ballettbesucherinnen oder ein Elternteil für einige Zeit im Ausland gelebt. In manchen Fällen ist ein Elternteil – meist die Mutter – gebürtig aus einem anderen Land. Moozas Mutter beispielsweise ist US-Amerikanerin. Sie selbst hatte dort fünf Jahre gelebt und studiert, doch sie wollte wieder nach Maskat zurück, weil es hier leichter und schöner ist zu leben. Die Omanerin beschreibt die Ballettbesucherinnen in Maskat als *middle upper class, open minded, westernized Omani*¹³ Meine anderen Interviewpartnerinnen und deren Eltern passen jedoch nicht in dieses Schema: von ihnen lebte niemand längere Zeit im Ausland oder wurde außerhalb Omans geboren. Fatima, eine Studentin, beschreibt den Lifestyle der Ballettbesucherinnen Omans als *high class*.¹⁴ Selbst wenn man dieser *upper class* nicht angehört, versucht man beim Besuch einer Ballettvorstellung dazuzugehören, so die 22-Jährige. Ihrer Meinung nach versucht deshalb jeder seine beste Kleidung zu tragen.

Oft argumentierten meine Interviewpartnerinnen, dass eine Ballettaufführung keinen Widerspruch zur omanischen Kultur darstellt, weil der Körper ein Geschenk Gottes ist und verehrt wird. Ballett ist für sie Kunst, und deswegen auch mit dem Glauben und den traditionellen Moralvorstellungen vereinbar. Fatimas Vater verbietet ihr zwar Filme anzusehen, in denen die Schauspielerinnen zu knapp bekleidet sind, gegen Ballettaufführungen hat er aller-

¹² Interview mit Mooza am 12.09.13

¹³ Ebd.

¹⁴ Interview mit Fatima am 14.09.13

dings nichts, obwohl die Ballerinas ebenfalls sehr kurze Kleider tragen. Der Grund dafür ist ihrer Auffassung nach folgender: „They are dancing in a very respectful and high class way“.¹⁵ Auf meine Frage hin, ob die Ballettaufführung mit der omanischen Kultur zu vereinbaren sei, erwiderte Fatima:

„[W]e feel like it’s an art. We feel that they aren’t trying to flirt with us. We don’t feel they are coming here to show off their body. We feel they are coming here to show us a talent. So we accept. Even so we are Muslim, Muslim country, but we still accept it, because we feel that they are not here to send a bad message. Like ‘you girls should wear like us!’ No. We more feel like it’s an art. And it’s very respectful.“¹⁶

Die Ballerinas sind keine Omanerinnen. Das spielt bei der Akzeptanz unter den weiblichen Besucherinnen eine große Rolle. Immer wieder hörte ich von Omanerinnen, dass sie keinen Anstoß daran nähmen, wenn sich ausländische Frauen, nicht verschleiern, im Bikini im Meer schwimmen, oder sogar voreheliche Liebesbeziehungen eingehen. An dieser Stelle wird immer betont, dass Omanerinnen und Omaner den westlichen Sitten gegenüber sehr tolerant sind, weil sie klar zwischen ihren eigenen Moralvorstellungen und denen der Anderen unterscheiden. Diese beispiellose Toleranz kann ich nur bestätigen. Meine omanischen Interviewpartnerinnen können sich klar von den Ballerinas auf der Bühne distanzieren. Sie selbst sitzen nämlich respektvoll und ehrenhaft gekleidet im Publikum. Zwar nehmen sie die Aufführung sinnlich wahr und tanzen sogar zuhause, aber es sind nicht ihre Körper, die auf der Bühne präsentiert werden, sondern die von Frauen und Männern, aus fernen Ländern. Zu den körperlichen Reaktionen meiner Interviewpartnerinnen zählen u. a. Herzklopfen, (Mit-) Klatschen zum Takt oder Applaus. Natürlich nehmen alle Zuschauerinnen etwas anderes wahr. Alle Interviewpartnerinnen empfanden jedoch während der Ballettaufführung ein starkes Verlangen, selbst zu tanzen. Eine Frau beschrieb ihren starken Wunsch, auf der Bühne mit den Tänzerinnen zu zusammen zu tanzen, eine andere Frau wäre selbst gerne eine der Ballerinas gewesen.

Die Vorliebe für märchenhafte Bühnenoutfits spiegelt sich auch in der Beliebtheit von Ballett-inszenierungen, die ein Märchen erzählen. Oft berichteten meine Interviewpartnerinnen davon, wie sie sich in eine andere Welt hinein versetzt fühlten. Als wären sie direkt in die romantische Geschichte auf der Bühne involviert oder an einen anderen Ort entführt. Fatima erzählte, dass die Performance sie sogar zu etwas anderem macht. Inspiration, neue Ideen, Emotionen und Träume werden nach der Vorstellung mit nach Hause genommen. Das sind nur erste Erkenntnisse, die ich aus der bisherigen Auswertung meines Forschungsmaterials gewinnen konnte. In meiner Masterarbeit werde ich genauer auf die Körperwahrnehmung der omanischen Frauen und auf den Einfluss der Ballettaufführung eingehen.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd.

Zitierte Literatur

Csordas, Thomas (1994): Introduction: the Body as Representation and Being-in-the-world. In: Csordas, Thomas (Hrsg.) (1994): Embodiment and Experience. The Existential Ground of Culture and Self. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Fischer-Lichte, Erika (2004): Ästhetik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Heck, Gerhard (2011): Oman. Reise-Handbuch. DuMont Reiseverlang. Ostfildern.

Platz, Teresa (2006): Anthropologie des Körpers. Vom Körper als Objekt zum Leib als Subjekt von Kultur. Berlin.

Weber, Susan; Bohn, Andreas (2007): The Fragrances of Oman. Die Düfte des Oman. Muttrah.

Wulff, Helena (1998): Ballet Across Borders. Career and Culture in the World of Dancers. Oxford, New York.

Internetquellen

Bardin, Pablo (12.10.13): Uruguay National Ballet: an admirable début. In: Buenos Aires Herald. Online unter: <http://www.buenosairesherald.com/article/142681/uruguay-national-ballet-an-admirable-d%C3%A9but> (04.12.13)

Haase, Christoph (1998): Modernisierung in Oman. Bern. Seminararbeit online unter: <http://www.arrakeen.ch/semarboman.htm> (10.11.13)

http://www.ludwigbeck.de/marken/amouage.html?adword=google/brand_Amouage/amouage (09.11.13)

<http://www.wzonline.de/nachrichten/lokal/artikel/maennerquote-an-der-universitaet-im-sultanat-oman.html> (10.11.13)

Sultanat Oman – Ministerium für Tourismus: Oman Magazin. S. 35. Online unter: <http://www.omantourism.de/fileadmin/website/61download/OmanMag2012.pdf> (12.11.13)

<http://www.gaystation.info/law/> (06.11.13)

<http://roh.org.om/about-us/overview> (06.11.13)

<https://www.d-a-g.de/index.php?id=105> (10.11.13)

Christina Sedlmair wird auf der Grundlage der Forschung ihre Masterarbeit schreiben.

ROADMAP TO SEOUL – ETHNOLOGIE, PRIVATSPHÄRE UND MOBILE TECHNOLOGIEN

TANJA KORNBURGER

Im August 2013 wurde mir durch die Unterstützung des Fonds des Instituts für Ethnologie eine Konferenzteilnahme in Seoul, Südkorea ermöglicht, bei der ich die Ergebnisse meiner Magisterarbeit zum „Einfluss mobiler Technologien auf die Wahrnehmungen und Praktiken von Softwareentwicklern“ präsentieren durfte.¹ In diesem Bericht möchte ich nicht nur meine Erfahrungen aus Seoul teilen, sondern einen Überblick über die wichtigsten Etappen meines Projektes geben und über die Rolle der Ethnologie in Zusammenhang mit der Mensch-Technologie Schnittstelle reflektieren.

„Ohne a priori Hypothesen kann es keine empirische Forschung geben“ heißt es entschlossen und beinahe einstimmig in der Diskussionsrunde. Es ist eine der vielen Diskussionsrunden die an der Sungkyunkwan University in Seoul vom 19. bis 22.08. stattfinden wird. Jede zu einem anderen Thema und das aktuelle lautet „Kann es empirische Forschung ohne feste Hypothesen geben?“ Das Urteil scheint gefällt. Alle nicken wohlwollend. Nur eine weitere Teilnehmerin und ich können uns so gar nicht damit anfreunden. Beinahe zeitgleich werfen wir unseren Einwand ein: „Manchmal können Hypothesen dem Forschungsziel schädlich sein“, „Manchmal kommt es eben genau drauf an *keine* gerichteten Annahmen über den Ausgang der Forschung zu haben.“ So setzt sich die Runde um einige Minuten fort, bevor wir zurück ins Plenum gehen, um unsere Diskussionsergebnisse mit denen der vier anderen Gruppen zu vergleichen.

Bei dieser Gelegenheit stellt sich mir meine Meinungsgenossin vor und fragt interessiert welchen Fachhintergrund ich habe. Sie ist Psychologin und auch ihr fällt es ab und zu schwer in einem Umfeld voll von Ingenieuren für die Bedeutung qualitativer Forschung adäquate Anerkennung zu erlangen. Eine Thematik, die uns die nächsten Tage begleiten wird, denn hier auf der „International Conference on Engineering Design“ (ICED) sind wir beide die „Exoten“. Über fünfhundert Wissenschaftler aus der ganzen Welt folgten der Einladung der Design Society zur ICED nach Südkorea. Mit überragender Mehrheit handelt es sich da-

¹ Ich bedanke mich ganz herzlich für die finanzielle Unterstützung durch Lehre@LMU.

bei um Ingenieure, Industriedesigner und Produktentwickler, die ihre Forschungsergebnisse vorstellen, gegenseitig kritisch erörtern und sich Anregungen für zukünftige Projekte geben.



ICED 2013 - Teilnehmer bei einer der vielen informellen Diskussionsmöglichkeiten zwischen den Präsentationen
Foto: Tanja Kornberger

Aus denselben Gründen hat es auch mich nach Seoul verschlagen und in einer viertelstündigen Präsentation erhalte ich wie die übrigen Teilnehmer, deren Artikel den Peer-Review Prozess erfolgreich überstanden hat, die Möglichkeit meine Forschungsergebnisse zu präsentieren. Diese stellen primär dar wie Privatsphäre von Softwareentwicklern konstruiert wird, welche Stakeholder und Konflikte in die Thematik involviert sind und zeigen darauf aufbauend Möglichkeiten zur Integration von Nutzerprivatsphäre innerhalb mobiler Technologien auf.

Rückblickend hatte sich in einem Jahr Forschung viel getan und was als wissenschaftliche Neugierde begann, wurde zu einem Projekt mit greifbaren Ergebnissen, zahlreichen Erfahrungen und unvergesslichen Erinnerungen. 21 Interviews in zwei Ländern, über 300 Seiten Transkript und viele schlaflose Nächte später, konnte ich nun stolz meine Erkenntnisse präsentieren, diskutieren und wertvolle Anregungen sammeln.

Ein Exot bin ich mit der Kombination aus meinem Forschungsthema „Privacy Decoded – Implications of Mobile Technologies on Software Developers’ Perceptions and Practices“ und Studienhintergrund allerdings nicht nur auf der ICED. Eine der häufigsten Reaktionen, die ich auf die Antwort nach meinem Forschungsgebiet erhalte, ist ein Stirnrunzeln. Die Überras-

schungskomponente dieser Kombination hat mich selbst viel zum Nachdenken über das Verhältnis der Ethnologie zu digitalen Technologien gebracht. Umso mehr freue ich mich meine Erfahrungen mit anderen Ethnologen auf diese Weise teilen zu können und hoffentlich den ein oder anderen dazu zu ermutigen, sich ebenfalls in dieses spannende und schnelllebige Forschungsthema zu wagen.

Meine Forschung beschäftigt sich mit Privatsphäre und mobilen Technologien. Genauer gesagt damit, wie sich die Entwicklungen mobiler Technologien auf das Verständnis von Nutzerprivatsphäre und dessen Integration in den Entwicklungsprozess durch Softwareentwickler auswirken. Nutzerprivatsphäre – ein Thema das mittlerweile täglich Schlagzeilen macht. Sei es der Skandal um das US-Spionage Programm PRISM oder eine neue Runde Empörung bezüglich der Einführung von *Google Glass* – Privatsphäre steht im digitalen Zeitalter unter Beschuss und ist buchstäblich in aller Munde. Mittlerweile ist für die meisten von uns ein Leben ohne unsere kleinen digitalen Helfer, die im Alltag die Hände von so vielen Menschen zieren, undenkbar. Über 1,5 Milliarden Smartphones gibt es weltweit und eine Internetverbindung ist nahezu überall zu finden, seit 2010 sogar auf dem Mount Everest. Ob Smartphone, Notebook oder Tablet – tagtäglich und kontinuierlich interagieren wir mit der Welt über Nullen und Einsen und doch ist das Ausmaß unserer Beziehung mit diesen Artefakten und deren potentiellen Auswirkungen auf unsere Privatsphäre dem Einzelnen wenig bekannt. „I think many of us were kind of brought into these tools with some assumptions about what goes on back there with all of our data. There's a dramatic difference between what a normal person has or what they think is going on versus what is actually going on,“ erklärte mir einer meiner Interviewpartner. Die Relevanz dieser Aussage wird mir erst rückblickend in all ihrer Gänze bewusst.

Doch der Reihe nach – wie kam es überhaupt zu diesem Forschungsthema?

Interessiert an der Schnittstelle Mensch und Technik und begeistert und inspiriert vom Seminar *Cyberspace* am Institut für Ethnologie entstand das Vorhaben, eine Interviewstudie mit Softwareentwicklern zum Thema Privatsphäre durchzuführen. Es dürfte wohl wenige überraschen, dass Privatsphäre an sich kein neues Thema ist. Auch nicht, dass es unzählige Studien zum Einfluss von Informations- und Kommunikationstechniken auf Privatsphäre gibt. Dass es dabei jedoch noch keine Forschung zu den Praktiken und Wahrnehmungen der Entwickler dieser Technologien gibt, von ethnologischer Forschung ganz zu Schweigen, eventuell schon. Ich war jedenfalls absolut verwundert und setzte es mir zum Ziel, dies zu ändern. Dabei wollte ich nicht nur lernen, was Entwickler über Privatsphäre denken, es war mir vor allem wichtig, die Bedeutsamkeit meines Faches für eben diese Schnittstelle, welche sowohl den Menschen, als auch den technologischen Fortschritt tangiert, herauszustellen. Schließlich hatten wir ein ganzes Semester lang gemeinsam die Relevanz ethnologischer Forschung in gerade diesem Gebiet erörtert und die Vielfalt der Einsatzgebiete veranschaulicht. Der Entschluss war also gefasst, jetzt ging es an die Umsetzung.

Zunächst war es enorm wichtig, das Forschungsterrain – mobile Technologien – zu erkunden. Wie der Feldforscher, der sich darauf vorbereitet im Südpazifik zu forschen, sich über Flora und Fauna dieser Region kundig machen wird, ist es auch im Falle des digitalen Terrains notwendig, die Funktionsweisen des Forschungsgegenstandes verstanden zu haben. Dazu

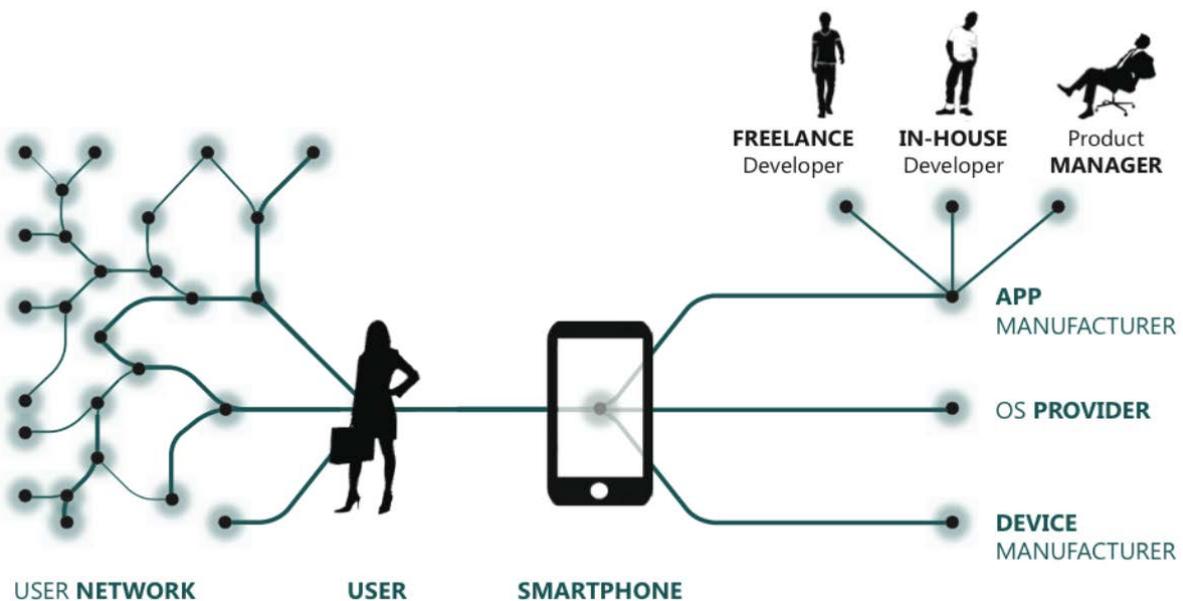
sind natürlich keine Programmierkenntnisse oder dergleichen notwendig, aber ein grundlegendes Verständnis von in diesem Falle mobilen Technologien ist unabdingbar. Nicht nur, um die Forschung sinnhaft durchführen und auswerten zu können, sondern auch um überhaupt an die gewünschte Datenbasis zu kommen. Oftmals wurden während meiner Interviews Themen angesprochen, die auf Hintergrundwissen aufbauten, sei es technischer Natur oder bezüglich aktueller Trends. Es erwies sich als essentiell, dem Interviewpartner vermitteln zu können, dass eine Konversation auf Augenhöhe stattfindet und dass der Interviewer Kompetenzen im Bereich seines Interesses hat. Kleine Anspielungen und Verweise auf wichtige Ereignisse oder bekannte Plattformen gab es fast in jedem Interview und die Reaktion des Forschers kann maßgeblich darüber entscheiden, wie viel der Interviewte im weiteren Verlauf preisgeben wird. Kann der Forscher glaubwürdig machen, dass er sich mit dem Thema auskennt, so werden zunehmend detailliertere Aussagen gemacht und die Auffassungen des Befragten somit umfassender dargestellt. Der Interviewpartner hält sich nicht zurück aus Angst Themen zu diskutieren, die der Gegenüber nicht gänzlich versteht. Dadurch stellte mein Studienhintergrund, der eigentlich so gar nichts mit Softwareentwicklung zu tun, kein Thema mehr dar. Nachdem ich also sattelfest in meinem Forschungsgebiet war und meinen Interviewleitfaden erstellt hatte, konnte es auch schon losgehen.

Die erste Station führte mich in das Silicon Valley, die Welthauptstadt der digitalen Technologien. In Kooperation mit der *School of Information* der University of California, Berkeley hatte ich die Möglichkeit ein halbes Jahr lang in der Bay Area zu forschen. Entwickler und Startups gibt es dort wie Sand am Meer und so startete ich den Interviewmarathon. Apple, Google, Facebook, Twitter – sie alle sind zum Greifen nah. Buchstäblich jede/r zweite arbeitet in der Technologiebranche. Überwältigt von den Möglichkeiten, die sich auftaten, tauchte ich von Kopf bis Fuß in die Unternehmerwelt ein. Überraschend reibungsfrei erwiesen sich die Kontaktaufnahmen, viele Entwickler waren sehr interessiert. Einige mussten jedoch auch absagen, das Thema sei zu brisant. Über Netzwerke der Universität, Bekannte, Freunde von Freunden und dergleichen, knüpfte ich nach und nach Kontakte und führte erste Interviews durch. Zudem besuchte ich eine Reihe von Veranstaltungen – Vorträge, Hackathons, Diskussionsrunden und Startup-Pitches, stets auf der Suche nach dem richtigen Interviewpartner. Jedes Mittagessen, jede Unterhaltung birgt das Potential einen neuen Interviewpartner zu finden oder vermittelt zu bekommen. Dabei erwiesen sich Selbstbewusstsein und Ausdauer am wichtigsten. Insgesamt konnte ich so zehn Interviews organisieren. Im Februar ging es wieder zurück nach München, doch die Interviews waren damit noch lange nicht vorbei. Erneut ging das „Akquisenspiel“ los. Netzwerke anzapfen, Kontakte knüpfen, Veranstaltungen besuchen und Termine vereinbaren. Nach vier Monaten waren auch die Interviews in München abgeschlossen, die Finger vom Transkribieren wund getippt und die ersten Analysen konnten erstellt werden. Und auch hier stellte meine Rolle als Ethnologin für die Interviews nie eine Barriere dar.

Den Interviews folgt eine inhaltliche Analyse, die eine Reihe von zentralen Themen beleuchtet, welche von den Entwicklern über die Interviews hinweg immer wieder aufgegriffen wurden. Drei dieser Themen möchte ich insbesondere betonen. Einerseits zeigt sich, dass Softwareentwickler über ein sehr differenziertes Verständnis von Privatsphäre verfügen, welches sich als konzentrisches Modell von Datenkontrolle definiert, dessen Zustand in Abhängigkeit von sozialen, kontextuellen und technischen Faktoren jeweils unterschiedlich wahrgenom-

men wird. Zentral ist dabei, dass es für die Wahrung der Privatsphäre irrelevant ist, ob eine Information objektiv betrachtet als vertraulich eingestuft wird, solange eine Person die Kontrolle darüber behält, was mit dieser Information geschieht.

Andererseits wird aber deutlich, dass eine Reihe von extrem unterschiedlichen Stakeholdern in die Debatte involviert sind, welche allerdings ohne klare Zuweisungen von Verantwortung interdependent miteinander verwoben sind. Wie Abbildung 2 zeigt, sind neben dem Entwickler u.a. auch der Gerätehersteller sowie der Nutzer verantwortlich für die Einhaltung von Privatsphäre. Oftmals herrscht jedoch Ratlosigkeit bezüglich der konkreten Rollenbilder und notwendigen Handlungen. So ist der Entwickler selbst beispielsweise oft durch Vorgaben vom Produktmanager in seiner Umsetzung eingeschränkt und ebenso kann die Privatsphäre eines Nutzers durch eine bestimmte Applikation verletzt werden, wenn sich lediglich eine Person in dessen Netzwerk befindet, welche mit dieser Applikation interagiert.



Stakeholder Map (eigene Illustration)

Schließlich werden von den Entwicklern eine Reihe von Lösungsansätzen diskutiert, welche versuchen, dass in Abbildung 2 aufgezeigte Spannungsfeld zu entflechten. Dabei unterscheiden sich die Vorschläge jeweils bezüglich ihres Grades an Nutzerinitiative sowie Technologieinteraktion, wobei die meisten Lösungen auf beidem beruhen und verdeutlichen, dass ein sinnvoller Umgang mit Privatsphären nur über die Integration aller Stakeholder erfolgen kann.

Angespornt von der Leidenschaft und dem Enthusiasmus meiner Interviewpartner, war ich entschlossen meine Ergebnisse mit anderen Forschern zu teilen. Die zunehmenden Medienberichte über Privatsphäre-Skandale taten ihr Übriges. Umso größer war die Freude, als die E-Mail vom ICED-Komitee in meinem Postfach landete und mich darüber informierte, dass mein Beitrag akzeptiert worden war und auf der Konferenz präsentiert werden durfte. Und

so führten für mich alle Wege nach Seoul, wo ich über die Bedeutung und den Mehrwert der qualitativen Forschung erzählen durfte, wo ich eine ethnologische Analyse des Vorstellungen von Privatsphäre aus Sicht von Softwareentwicklern präsentieren durfte und viele interessante und einmalige Anregungen zu meiner Forschung erhielt.

Auf inhaltlicher Ebene halte ich für mich persönlich fest, dass Privatsphäre ein integraler Bestandteil menschlichen Lebens war, ist und bleiben wird und, dass unser Umgang mit Privatsphäre zunehmend über unseren Umgang mit digitalen Technologien definiert wird. Auf fachlicher Ebene bin ich mehr denn je überzeugt, dass ein interdisziplinäres Verständnis des Problemfeldes unabdingbar ist, um es voranzubringen. Dazu zählt nicht nur, sondern *vor allem* auch ethnologische Forschung. Wie kaum ein anderes Fach kann die Ethnologie neuartige Perspektiven kreieren, die maßgeblich die Gestaltung unserer Interaktionen mit Technologien beeinflussen können. Solche Fragestellungen sind bei weitem nicht trivial, stellte bereits Pfaffenberger 1992 in seinem Aufsatz *Social Anthropology of Technology* fest und schlussfolgerte „arguably, only anthropologists can answer them“.

Zitierte Literatur

Pfaffenberger, Bryan. 1992. Social anthropology of technology. *Annual review of Anthropology*, 21, 491-516

Tanja Kornberger hat im Wintersemester 2013/14 das Magisterstudium abgeschlossen und möchte sich nun weiteren spannenden Forschungsprojekten im Bereich der Schnittstelle Mensch-Technik widmen.

GRENZ- UND MIGRATIONSPOLITIK IN MAROKKO – DIE BEDEUTUNG DES MENSCHENRECHTSDISKURSES

MATTHIAS SCHMIDT

Im September / Oktober 2013 unternahm ich im Rahmen des Masterstudienganges Ethnologie eine sechswöchige Feldforschung in Marokko. Im Laufe der Forschung hielt ich mich in mehreren marokkanischen Städten auf. Dazu gehörte Casablanca, die größte Stadt Marokkos, die Hauptstadt Rabat sowie Tangier im Norden und Oujda im Nordosten, nur wenige Kilometer von der algerischen Grenze gelegen. Ziel meiner Forschung war es, die Bedeutung der Menschenrechte für soziale und politische Organisationen der Migrationspolitik sowie für subsaharische MigrantInnen zu erfassen. Um meine Daten sinnvoll interpretieren und meine Ergebnisse adäquat einordnen zu können, habe ich dabei versucht einen möglichst umfangreichen Einblick in die Lebenswirklichkeiten von subsaharischen MigrantInnen in Marokko zu gewinnen. Mit dem folgenden Bericht möchte ich zunächst noch einmal auf die Ziele meiner Forschung eingehen und anschließend meine methodologischen Ansätze und mein methodisches Vorgehen schildern und kurz reflektieren. Nach einer kurzen Beschreibung der Lebenssituation von MigrantInnen in Marokko und der Arbeit von sozialpolitischen Organisationen möchte ich am Ende noch einen Ausblick auf die Auswertung der Forschung geben und erste Schritte der Interpretation vorstellen.

Ziel meiner Forschung

Grenzen und Migration sind komplexe Phänomene – nicht nur in der Ethnologie. Nationale Grenzziehungen sind in ihren Auswirkungen weniger denn je auf eine geografische Linie zu beschränken und sondern wirken als Grenzzonen, Grenzräume oder auch Grenzländer. Während Grenzen also immer fluider und flexibler werden (Newmann 2006: 156), ist die Migrationsthematik in eine alltägliche gesellschaftliche Moralisierung verwoben und von hoher politischer Brisanz begleitet (Schmidt-Lauber 2007: 11). In Anbetracht dieser Umstände gestaltet sich das Feld der Grenz- und Migrationsforschung als ein äußerst spannendes Gebiet, dem ich nun schon seit längerer Zeit meine Aufmerksamkeit widme. Auch Menschenrechte haben mittlerweile als Untersuchungsgegenstand Einzug in die Grenz- und Migrationsforschung erhalten. Menschenrechtsdiskurse nehmen eine zentrale Rolle in der sogenannten „Humanitarisierung“ der europäischen Außengrenzen ein, jedoch wird diese im Gegensatz zur Milita-

risierung, Versicherheitlichung und Verstärkung von Grenzen in der Forschung eher marginal behandelt (Walters 2011: 138). Vergleichsweise ausführlich wird die Aneignung des Menschenrechtsdiskurses von Seiten zwischenstaatlicher und suprastaatlicher Akteure wie des UNHCR (United Nations High Commissioner for Refugees) oder der IOM (International Organization for Migration) thematisiert. So werden die »Anti-Trafficking-Kampagnen« der IOM gegen Menschenhandel mit Menschenrechten begründet und sind stark mit humanistischen Argumentationen verbunden. Mit solchen Kampagnen werden (quasi-)militärische Operationen in Grenzgebieten legitimiert, die Migration wird weiteren Steuerungsversuchen unterzogen und das soziale Feld der Migration wird „in individualisierte Opfer und böse Schlepper-Banden“ (Hess und Karakayali 2007: 52) aufgeteilt. Ohne die Problematik des Menschenhandels in Frage zu stellen oder dessen Brutalität zu negieren, konnten bereits verschiedene AutorInnen zu zeigen, wie „Flüchtlingsschutz“ durch Kampagnen, die mit Menschenrechten argumentieren, gleichzeitig auch zur Kontrolle, Steuerung und partieller „Abwehr“ von Migration genutzt wird. Eindrucksvoll schildert dies beispielsweise Rutvica Anrijašević anhand einer IOM-Kampagne, die in mehreren osteuropäischen Ländern operierte (2007).

Bereits in der frühen Phase meiner Forschungsvorbereitung drängte sich mir die Frage auf, welche Rolle die Menschenrechte für weitere Akteure des Feldes wohl einnehmen könnten. Werden sie nur als argumentatives Mittel für den „Flüchtlingsschutz“ genutzt? Oder argumentieren auch Akteure, die für ein *Empowerment* von MigrantInnen eintreten möchten, mit Menschenrechten, um ihre sozialpolitischen Forderungen nach außen zu artikulieren? Im Vorfeld der Forschung wollte ich mein *Sample* nach Möglichkeit auf aktivistische Gruppen in Marokko reduzieren. Die Schwierigkeit, im Laufe meiner Forschungszeit GesprächspartnerInnen aus diesen Reihen zu finden, war einer von mehreren Gründen, den Kreis meiner InformantInnen zu erweitern. So sprach ich nicht nur mit subsaharische MigrantInnen selbst, sondern auch mit MitarbeiterInnen von (im Vergleich zum UNHCR oder der IOM) kleineren Organisationen, die sich weniger als politische, sondern mehr als soziale Akteure begreifen.

Meine Methoden und der Zugang zum Feld

Stefan-Ludwig Hoffmann erläutert, dass die Menschenrechte zu einer Art „Doxa“ unserer Zeit geworden sind, „jene Überzeugungen einer Gesellschaft, die als verinnerlichte, evidente Ordnung stillschweigend vorausgesetzt werden und den Raum des Denkbaren und Sagbaren umgrenzen“ (2010: 7). Bezüglich der wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung mit dem Thema Menschenrechte appellierte Edmund Burke bereits im 18. Jahrhundert:

„Theorien über die Menschenrechte habt ihr genügend; es wäre nicht ganz verkehrt, die Aufmerksamkeit auch ein wenig auf ihre Natur und Anlage zu richten. Es sind konkrete Menschen, es ist das gewöhnliche menschliche Leben und Handeln, mit dem ihr euch beschäftigen solltet.“ (Burke 1992 [1789] zitiert in Hoffmann 2010: 37)

Diese Aussage beinhaltet für mich auch heute noch eine wichtige Einsicht. Gerade theoretische geführte Diskussionen über Menschenrechte können dazu tendieren, zu sehr an etwai- gen juristischen Abstraktionen zu hängen und dabei die konkrete menschliche Erfahrung zu

vernachlässigen. Gerade die Ethnologie kann durch ihr Paradigma der qualitative Forschung solche Erfahrungen greifbar machen.

Nicht selten wird in unserem Fach meist stillschweigend die methodologische Herangehensweise einer qualitativen Forschung vorausgesetzt. Gerade im Forschungsfeld der Migration ist es jedoch sinnvoll, die Begründung der Wahl eines qualitativen Forschungsansatzes im Gegensatz zu quantitativen Ansätzen hervorzuheben. Mit statistischen Daten (beispielsweise Zahlen zu illegalisierten Grenzübertritten) mögen Letztere zwar einer positivistischen Wissenschaft gerecht werden, doch steht die Frage nach der Verwendung solchen Wissens im Raum. So können beispielsweise Statistiken zu einer Form von Kontrollwissen werden, das eine repressive Politik gegen marginalisierte Gruppen ermöglicht und legitimiert (Karakayali und Tsianos 2007: 17). Dabei darf der qualitative Ansatz natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass man sich der Sensibilität des Feldes immer noch bewusst sein muss. So werde ich mich auch jetzt, im Laufe meiner Auswertung der Feldforschung, intensiv mit der Frage auseinandersetzen, ob negative Konsequenzen, welche es zu verhindern gilt, für in Marokko lebende MigrantInnen oder marokkanische AktivistInnen durch Veröffentlichung meiner Forschungserfahrungen möglich wären.

Die bereits angesprochene Erweiterung meiner Auswahl von GesprächspartnerInnen hat sich durchaus bezahlt gemacht. Der klassische Ansatz der ethnologischen Migrationsforschung ist sicherlich das *studying down*. Diesem wird das *studying up*, also beispielsweise die Eliteforschung zur Brüsseler Politik, entgegengesetzt. Allerdings hat sich in der Grenz- und Migrationsforschung zunehmend das Konzept des *studying through* von Chris Shore und Susan Wright durchgesetzt. Mit der zunehmenden „Gouvernementalisierung“ der europäischen Migrationspolitik, also der Einbezug einer großen Zahl von staatlichen, suprastaatlichen oder auch privaten Akteuren, wird das europäische Grenzregime zu einem Mehrebenensystem. Um die darin enthaltenen verschiedenen Formen der Politik besser verstehen zu können, eignet sich das Konzept von Shore und Wright besonders. Die PolitikanthropologInnen schlagen eine transversale und diagonale Analyse vor, die die verschiedenen Wege, Diskurse und Akteure, welche neue Machtnetze und Machtbeziehungen aufbauen, zu durchdringen vermag (Hess und Tsianos 2010: 259f). Für eine Feldforschung bedeutet dies, eine möglichst große Zahl verschiedener Akteure mit einzubeziehen. So hat es sich im Laufe meiner Forschung als sinnvoll erwiesen, nicht „nur“ mit subsaharischen MigrantInnen oder kleineren Organisationen zu sprechen, sondern auch große, internationale Institutionen mit einzubeziehen. In einem Interview mit einem Mitarbeiter des UNHCR konnte ich zwar keine konkreten Anhaltspunkte für meine Fragestellung erhalten, jedoch konnte mir das Gespräch einen guten Überblick über die Situation von subsaharischen MigrantInnen in Marokko verschaffen. Aufgrund der finanziellen und strukturellen Vorteile solch großer Institutionen ist deren Einschätzung der Gesamtlage bezüglich der „harten Fakten“ durchaus wertvoll, wobei ich diese im Laufe der Forschung mit weiteren Perspektiven ergänzt habe.

Trotz ihrer bedeutenden Stellung in der Ethnologie hat die teilnehmende Beobachtung in meiner Forschung nur eine sehr geringe Rolle gespielt. Dies ist auf die feldspezifischen Gegebenheiten zurückzuführen. Statt Interviews führte ich so oft wie möglich längere informelle Gespräche. Meine Forschungserfahrung bestätigte den Sinn dieser Präferenz. Dabei geht es weniger um die äußeren Umstände eines Gespräches (wird das Gesprächs beispielsweise

in einem Büro oder auf der Straße spazierend geführt) als vielmehr um die Tatsache, dass gerade nach dem Abweichen vom „eigentlichen Thema“ die Art und Weise, wie und warum man erneut auf das Thema Grenzen/Migration zu sprechen kam, einige interessante Aspekte hervorgebracht hat. So kann eine Diskussion darüber, ob man nun mit der Straßenbahn fährt oder zu Fuß zum gewünschten Ziel geht, schnell einen Bogen zum Thema Mobilität und damit wieder zu Migration schlagen. Zudem habe ich festgestellt, dass ich im Verlauf von informellen Gesprächen meinen eigenen „Fragehorizont“ um einiges mehr erweitern konnte, als dies in den qualitativen Interviews der Fall war. Jedoch war es nicht immer möglich „nur“ informelle Gespräche zu führen. Dies trifft vor allem auf meine Unterhaltungen mit MitarbeiterInnen von sozialen und politischen Organisationen¹ zu. Zum einen bestand hier oft eine gewisse Erwartungshaltung von Seiten der GesprächspartnerInnen, dass es mein Wunsch wäre, ein „offizielles“ Interview zu führen. Die Rahmenbedingungen für das Gespräch wurden auch sofort dahingehend ausgerichtet. Dies betrifft nicht nur die Wahl des Ortes, also meist offizielle Büro- oder Empfangsräume. Es wurde auch oft eine konkrete Zeit vorgegeben und / oder erklärt, warum und in welcher Art die Organisation bereit ist, Interviews zu geben. Zum anderen beanspruchen informelle Gespräche wesentlich mehr Zeit. Gespräche mit VertreterInnen von Organisationen fanden überwiegend während ihrer regulären Arbeitszeit statt, meist sogar zwischen anderen Terminen, die die Zeit für das Interview begrenzten. So führte ich mit subsaharischen MigrantInnen überwiegend informelle Gespräche, mit MitarbeiterInnen von Organisationen dagegen meist qualitative Interviews. Die Gespräche orientierten sich nicht an einem strukturierten Leitfaden, sondern an wenigen, mir wichtig erscheinenden Fragen, die ich in unterschiedlicher Art und Weise im Verlauf der Gespräche einfließen ließ.

Die Lebenssituation von MigrantInnen in Marokko

Vor allem die geografische Lage Marokkos als wirtschaftliches und politisches Bindeglied der Kontinente Afrika und Europa bringt dem Land eine gestiegene Aufmerksamkeit durch seine Rolle als Transitland von MigrantInnen ein. Überwiegend MigrantInnen aus dem subsaharischen Afrika, aber auch Migrierende aus Ländern wie Indien, Pakistan oder Bangladesch nutzen Marokko für einen oft längerfristigen Aufenthalt, um das Weiterkommen nach Europa ökonomisch und strukturell vorzubereiten (Heck 2010: 43ff). Das Land ist jedoch nicht auf seine Rolle als Transitland zu beschränken – vor allem subsaharische MigrantInnen kommen oft auch in der Hoffnung, dauerhaft in Marokko leben zu können. Und natürlich ist Marokko auch ein Land der Emigration – mein Fokus in dieser Forschung war jedoch nicht auf marokkanische MigrantInnen gerichtet.

Spätestens mit dem „Sturm“ auf die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla am 4. Oktober 2005, als in frühen Morgenstunden tausende MigrantInnen versuchten, die Grenzzäune zu überwinden (Driessen 2006: 42), hat sich das Interesse an dieser Region von Seiten der europäischen Migrationspolitik noch einmal stark erhöht. Intensiv wurde seither versucht, den marokkanischen Staat auf verschiedenen Ebenen in die europäische Grenzkontrolle zu integrieren.

¹ Eine Erläuterung bezüglich der Unterscheidung von sozialen und politischen Organisationen ist in Punkt 4 zu finden.

Die Lebenssituation von MigrantInnen in Marokko ist äußerst schwierig. Täglich etwas essen zu können ist wohl eines der grundlegendsten, wenn auch bei weitem nicht das einzige Problem. Soziale Einrichtungen, welche sich zum Ziel gesetzt haben, MigrantInnen mit Lebensmitteln zu versorgen, können auf Grund ihrer begrenzten finanziellen Mitteln und ihrer strukturbedingten Reichweite bei weitem nicht alle betroffenen Personen unterstützen. Die Problematik hängt mit den fehlenden Möglichkeiten des Gelderwerbs für subsaharische MigrantInnen zusammen, so habe auch ich kaum jemanden getroffen, der oder die eine reguläre Arbeitsstelle hatte. Einige versuchen sich mit Gelegenheitsjobs finanziell über Wasser zu halten. Allerdings ist auch die Wahrscheinlichkeit temporär begrenzte Arbeitsstellen zu erhalten sehr gering. Ein Gesprächspartner erzählte mir, dass er schon seit Wochen immer wieder von Jobangeboten hörte und zum Teil dafür in andere Städte fuhr, vor Ort jedoch immer abgelehnt wurde. Viele subsaharische MigrantInnen in Marokko müssen in Obdachlosigkeit leben. Vor allem in den Städten Nador und Oujda schlafen sie in Camps im Wald. Kollektives Wohnen in kleinen Appartements ist in Casablanca, Rabat und Tangier eher möglich, allerdings müssen MigrantInnen immer das Doppelte des normalen Mietpreises bezahlen, wie mir betroffene Personen selbst und auch MitarbeiterInnen von Organisationen regelmäßig schilderten. Die Situation der Gesundheitsversorgung ist schwer zu fassen. Ich hatte den Eindruck, dass die meisten sozialen Einrichtungen sich überwiegend um medizinische Belange kümmern, insbesondere für minderjährige Personen. Die Aufnahme von schwangeren Frauen in die städtischen Krankenhäuser scheint in der Regel durch Vermittlungsarbeit von Organisationen zu funktionieren. Von einer ausreichenden medizinischen Versorgung für alle in Marokko lebenden subsaharischen MigrantInnen möchte ich jedoch nicht ausgehen, so stellte die Beschaffung von benötigten Medikamenten für zwei meiner Gesprächspartner eine hohe finanzielle Hürde dar. Mit welchen Strukturen des marokkanischen Gesundheitssystem dies zusammenhängen könnte und ob ein bzw. welcher Unterschied zur Situation von marokkanischen StaatsbürgerInnen der ökonomischen Unterschicht besteht kann ich jedoch nicht adäquat beantworten. Die größte Sorge der subsaharischen MigrantInnen, mit denen ich im Laufe meiner Forschung sprechen konnte, galt der ständigen Gefahr von Festnahmen durch die Polizei. In den großen Städten im Westen Marokkos werden betroffene Personen oft auf offener Straße festgenommen, es finden aber auch Razzien in migrantischen Wohngemeinschaften statt. Die meisten von der Polizei abgeführten MigrantInnen werden anschließend in die nordöstlich gelegene Stadt Oujda abgeschoben und von dort nicht selten über die algerisch-marokkanische Grenze in die Sahara deportiert.

Die geschilderte Lebenssituation ist teilweise darauf zurückzuführen, dass es in Marokko zur Zeit meiner Forschung noch kein staatliches Asylsystem gab. Der UNHCR nahm Asylanträge in Rabat an, die Vergabe von „Aufenthaltskarten“ beschränkte sich aber bislang auf rund 800 MigrantInnen.² Die geschätzte Zahl der in Marokko lebenden MigrantInnen liegt jedoch bei circa 40 000 Personen. Zudem werden die vom UNHCR ausgestellten Papiere von Seiten der marokkanischen Regierung nicht offiziell anerkannt. Sie bieten lediglich einen gewissen Schutz vor Festnahmen und Abschiebungen, doch wurden bis zuletzt auch MigrantInnen mit solchen Papieren von der Polizei verhaftet. Der marokkanische Staat begann jedoch im Sommer/Herbst 2013 mit einer schrittweisen Übernahme des Asylsystems vom UNHCR. Die-

² Ausgenommen sind dabei MigrantInnen, die in Marokko studieren. Diese kommen überwiegend aus dem Senegal, haben nach ihrem Universitätsabschluss jedoch ähnliche rechtliche Probleme, dauerhaft in Marokko bleiben zu können und sehen sich zum Teil mit den gleichen Schwierigkeiten konfrontiert.

ser Prozess wird sich aber nach Einschätzungen von mehreren InformantInnen noch über Jahre hinziehen. Ob die Etablierung eines staatlichen und somit offiziell anerkannten Asylsystems für MigrantInnen Vorteile oder gar Nachteile im Vergleich zur bisherigen Situation bringen wird, darüber konnte von Seiten meiner GesprächspartnerInnen zum Zeitpunkt meiner Forschung nur vorsichtig spekuliert werden.

Die Arbeit von sozialen und politischen Organisationen

Die verschiedenen Organisationen, mit denen ich im Verlauf meiner Forschung Kontakt hatte, möchte ich an dieser Stelle in als überwiegend „sozial“ oder überwiegend „politisch“ agierende Gruppen unterteilen. Diese Einteilung soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Grenzen hier sehr fließend sind und diese Einteilung konzeptuell reflektiert werden muss. Die sozial agierenden Organisationen versuchen, MigrantInnen mit den lebensnotwendigen Dingen auszustatten. Neben einer Lebensmittelversorgung geht es dabei auch um die Verteilung von Kleidung, Hygienepaketen und die Vermittlung von kleinen Wohnungen oder Schlafplätzen. Wie bereits erwähnt, ist für viele Organisationen die medizinische Versorgung ein wichtiger Bestandteil ihrer Arbeit. Zudem werden vor allem für junge MigrantInnen Weiterbildungskurse in verschiedenen, meist handwerklichen Berufen angeboten. Die Reichweite solcher Organisationen ist allerdings überschaubar. Wegen ihrer zum Teil sehr geringen finanziellen Mittel sehen sich viele Organisationen dazu gezwungen, „sinnvoll“ auszuwählen, welchen Personen sie ihre Unterstützung zukommen lassen möchten. So ist eine Einrichtung in Casablanca beispielsweise danach ausgerichtet MigrantInnen zu unterstützen, welche erst vor maximal einem Monat in Marokko angekommen sind.

Politische Organisationen versuchen überwiegend, die staatliche Migrationspolitik und die Vorgehensweise von staatlichen Institutionen gegenüber MigrantInnen zu dokumentieren und anzuprangern. Zudem organisieren einige der Gruppen auch Proteste und Demonstrationen gemeinsam mit engagierten MigrantInnen in verschiedenen Städten Marokkos. Ein letzter Arbeitsschwerpunkt der politischen Gruppen, den ich hier aufgreifen möchte, ist die Sensibilisierung für Migrationsthematiken in der marokkanischen Gesellschaft. Dabei werden sowohl Schulklassen besucht als auch Seminare für JournalistInnen oder UniversitätsprofessorInnen angeboten. Das Ziel dieser Arbeit liegt primär darin, der gesellschaftlichen Diskriminierung gegenüber subsaharischen MigrantInnen entgegenzuwirken.

Auswertung der Daten und erste Schritte der Interpretation

Bei der derzeitigen Transkription meiner aufgenommenen Interviews möchte ich vor allem versuchen, meine methodische Herangehensweise dahingehend zu reflektieren, wie die Gespräche verlaufen sind. Dabei stehen Überlegungen im Mittelpunkt, wie und ob ich an gewissen Stellen andere Fragen formulieren hätte können, möglicherweise stärker oder weniger stark auf gewisse Aspekte des Gespräches hätte eingehen sollen und mit welcher Intensität das Gespräch von meiner Seite aus gelenkt wurde. Diese Reflexion soll dazu dienen, meine Arbeit mit qualitativen Interviews für zukünftige Forschungen zu verbessern. Eine große Herausforderung stellt die Aufgabe da, die gewonnenen Daten zunächst in eine überschaubare und sinnvolle Ordnung zu bringen, um sie anschließend interpretierend aufeinander bezie-

hen zu können. Im Prozess des Codierens gehe ich dabei so vor, wie es Ian Dey in seiner Anleitung zur Auswertung qualitativer Daten vorschlägt. Zunächst erstelle ich tabellarisch eine möglichst lange Liste von Codes/Kategorien, um nicht schon bei der ersten Arbeit mit meinen Daten Aspekte zu verlieren, die sich im Laufe der Auswertung als wichtig erweisen könnten. Dieser erste Schritt der Kategorisierung ist eng an die vorliegenden Daten geknüpft. Erst in einem zweiten Schritt erstelle ich eine allgemeinere und kürzere Liste von Codes (Dey 1993: 101). Die dadurch entstehenden Kategorien sollen mir später dazu verhelfen, die Daten noch einmal intensiv reflektieren und einen neuen Blick auf sie gewinnen zu können (ebd.: 98).

Zum Schluss noch ein kleiner Ausblick auf die Interpretation meiner Daten bezüglich meiner Forschungsfrage. Für politische Gruppen scheinen die Menschenrechte unter anderem als Instrument der Artikulation gegenüber der marokkanischen Gesellschaft Bedeutung zu gewinnen. Für bestimmte Organisationen gilt die Arbeit mit Schulklassen, den Universitäten oder auch mit JournalistInnen der marokkanischen Presse als eine Aufklärungsarbeit über Menschenrechte. Bislang erscheint es mir so, dass für die überwiegend im sozialen Bereich tätigen Organisationen die Menschenrechte weniger für die Artikulation von nach außen gerichteten Forderungen herangezogen werden. Vielmehr erklären die einzelnen MitarbeiterInnen ihre eigene Motivation für die oft ehrenamtliche oder gering bezahlte Arbeit mit Verweis auf die Menschenrechte. Die subsaharischen MigrantInnen, mit denen ich sprechen konnte, verwenden die Menschenrechte in sehr unterschiedlicher Intensität, wenn sie ihre persönliche Lebenssituation schildern oder ihre politischen Forderungen erläutern. Auffallend war jedoch, dass sich die meisten weniger auf die Menschenrechte als auf die Gleichheit von allen Menschen und damit auf das „Recht auf gleiche Rechte“ beziehen – das Stichwort *equal rights* wird daher vermutlich in meinen Interpretationen noch eine bedeutende Stellung einnehmen.

Zitierte Literatur

Andrijašević, Rutvica. 2007. Das zur Schau gestellte Elend. Gender, Migration und Repräsentation in Kampagnen gegen Menschenhandel. In: Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Transit-Migrations-Forschungsgruppe, Hg. S. 121-140. Bielefeld: Transcript.

Dey, Ian. 1993. Qualitative Data Analysis: A User-Friendly Guide for Social Scientists. London: Routledge.

Driessen, Henk. 2006. Land- und Seegrenzen: Persönliche Anmerkungen zum Seehafen. In: Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. Thomas Hengartner und Johannes Moser, Hg. S. 41-49. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

Heck, Gerda. 2010. »Die beste Reise meines Lebens«. Migrationsmanagement und migrantische Strategien am Beispiel Marokkos. In: Grenzregime. Diskurse / Praktiken / Institutionen in Europa. Sabine Hess und Bernd Kasperek, Hg. S. 43-56. Berlin & Hamburg: Assoziation A.

Hess, Sabine und Serhat Karakayali. 2007. New Governance oder die imperiale Kunst des Regierens. Asyldiskurs und Menschenrechtsdispositiv im neuen EU-Migrationsmanagement. In: *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Trans-Migrations-Forschungsgruppe, Hg. S. 39-55. Bielefeld: Transcript.

Hess, Sabine und Vassilis Tsianos. 2010. Ethnographische Grenzregimeanalysen. Eine Methodologie der Autonomie der Migration. In: *Grenzregime. Diskurse / Praktiken / Institutionen in Europa*. Sabine Hess und Bernd Kasperek, Hg. S. 243-264. Berlin & Hamburg: Assoziation A.

Hoffmann, Stefan-Ludwig. 2010. Zur Genealogie der Menschenrechte. In: *Moralpolitik. Geschichte der Menschenrechte im 20. Jahrhundert*. Stefan-Ludwig Hoffmann, Hg. S. 7-37. Göttingen: Wallstein-Verlag.

Karakayali, Serhat und Vassilis Tsianos. 2007. Movements that matter. Eine Einleitung. In: *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Trans-Migrations-Forschungsgruppe, Hg. S. 7-22. Bielefeld: Transcript.

Newmann, David. 2006. The lines that continue to separate us: borders in our 'borderless' world. In: *Progress in Human Geography*. 30 (2): 143-161.

Schmidt-Lauber, Brigitta. 2007. Ethnizität und Migration als ethnologische Forschungs- und Praxisfelder. Eine Einführung. In: *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder*. Brigitta Schmidt-Lauber, Hg. S. 7-27. Berlin: Reimer.

Walters, William. 2011. Foucault and Frontiers: Notes on the Birth of the Humanitarian Border. In: *Governmentality: Current Issues and Future Challenges*. Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann und Thomas Lemke, Hg. S. 138-164. New York: Routledge.

Matthias Schmidt schreibt auf der Grundlage der Forschung seine Masterarbeit.

GEMEINSAM FORSCHEN

LEHRFORSCHUNG IN SEVILLA (SPANIEN)

JULIANE MÜLLER UND NATALIE GÖLTENBOTH

Die Entstehung der Idee

Im Sommersemester 2012 hatten wir, Dr. Juliane Müller und Dr. Natalie Göltenboth, beide als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen am Institut für Ethnologie beschäftigt, jeweils ein regionales Seminar zum Mittelmeerraum (Müller: Maghreb; Göltenboth: Süditalien) angeboten und konnten ein großes Interesse an dieser Region feststellen. Aus dieser Erfahrung heraus hat sich die Idee eines studentischen Lehrforschungsprojekts in Spanien entwickelt, in dessen Rahmen es für Studierende möglich sein sollte empirische Forschungsmethoden unter professioneller Anleitung auszuprobieren und erstmals anzuwenden.

Auswahl des Orts

Nach einer gründlichen Überlegung zu einem möglichen Ort unserer geplanten Lehrforschung fiel die Wahl auf die Stadt Sevilla als Schnittpunkt unserer persönlichen und beruflichen Biographien. Begünstigt wurde dies durch einen sich bereits seit Anfang des Jahres in Planung befindenden Akademischen und Studentischen Austausch mit der Universität Sevilla (Universidad Hispalense de Sevilla).

Seit Beginn des Jahres 2012 standen wir im persönlichen Kontakt mit Prof. Manuela Cantón Delgado und Prof. Richard Pfeilstetter vom Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Sevilla. Beide äußerten aufgrund der sich ergänzenden Forschungs- und Unterrichtsschwerpunkte unserer Institute großes Interesse an universitären Austausch- und Kooperationsmöglichkeiten. Während eines Gastforschungsaufenthalts von Herrn Pfeilstetter am Institut für Ethnologie der LMU im Sommer 2012 wurde ein ERASMUS-Abkommen mit dem Institut für Sozial- und Kulturanthropologie in Sevilla angedacht, das schließlich 2013 realisiert werden konnte. Besonders Herr Pfeilstetter erwies sich als überaus engagiert und ermöglichte uns durch seine Initiative die direkte Anbindung unseres Projekts an die Universität Sevilla. Juliane Müller konnte auf ihren langjährigen Kontakt zu Frau Cantón Delgado zurückgreifen, die ihre Doktorarbeit von 2007 bis 2010 als Zweitbetreuerin begleitet hatte. Wie bereits im Vorfeld geplant, fand ein erster Austausch zwischen den Studierenden aus München und Studierenden des ethnologischen Instituts in Sevilla wenige Tage nach unserer Ankunft, sowie eine Tagung gegen Ende unseres Aufenthalts statt.

Für die Wahl Sevilla sprach im Übrigen auch die besondere Charakteristik dieser Stadt. Wir kamen zu der Ansicht, dass für die erfolgreiche Umsetzung der innerhalb dieses Forschungsmoduls angestrebten Lernziele (zum einen die Erschließung eines eigenen Themas, zum anderen die praktische Umsetzung qualitativer Sozialforschung) die Stadt Sevilla einen optimalen Rahmen bieten würde. Sevilla stellt zusammen mit dem ländlichen Hinterland insofern ein gutes Forschungsfeld dar, als sich hier, in einer Art von räumlicher Verdichtung und Konzentration, wichtige Themen des mediterranen Raums wiederfinden. Außerdem sind viele Aspekte der aktuellen krisenhaften Entwicklung in den südlichen EU-Ländern in der traditionell strukturschwachen Region Andalusien besonders präsent; auch die Problematik der EU-Südgrenze und irregulären Einwanderung sind hier stark zu spüren. Diese letzten beiden Thematiken, Krise und Migration, wurden schließlich aufgrund ihrer Aktualität und Brisanz zu den Schwerpunkten der studentischen Forschung.

Vorbereitung auf die Lehrforschung

In forschungsvorbereitenden Seminaren zur Ethnologie des mediterranen Raums und Andalusiens wurde erwartet, dass die Studierenden jeweils ein Referat zu den von uns vorgeschlagenen, für die Lehrforschung relevanten Themenfeldern übernehmen. Im Laufe des Semesters erstellte jede/r TeilnehmerIn zudem ein Exposé zu seiner projektierten Feldforschung, aus dem die theoretischen Konzepte, Methoden sowie der Zeitplan ersichtlich werden sollten. Diese Entwürfe wurden in der Gruppe diskutiert und bearbeitet.

Lehrforschung in Sevilla vom 26.2.2013 – 26.3.2013

An der Lehrforschung haben neun Studierende teilgenommen.¹ Wir hatten im Vorfeld drei Wohnungen in der Altstadt von Sevilla angemietet, in denen die Studierenden und die Dozentinnen untergebracht waren. Die Studierenden haben im Verlauf des Feldforschungsaufenthalts folgende Themenkomplexe mit ethnographischen Methoden untersucht:

- Künstlerische Positionen in Sevilla
- Andalusischer Humor als Reserve
- Wandlung sozialer Räume und Kapitalien unter den Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und ökonomischer Krise
- Homi Bhabhas *third spaces* in Sevilla
- Lebenslinien, Wege und Ressourcen von Migranten in Sevilla
- Perspektiven auf die Rhetorik des Zusammenlebens von Sevillanern und Marokknern

Ein bis zweimal die Woche haben wir uns zu Arbeitstreffen zusammengefunden. Alle TeilnehmerInnen konnten dort ihre Aktivitäten und nächsten Schritte sowie methodische Fragen und persönliche Herausforderungen schildern und mit den Dozentinnen besprechen. Begleitend zur unserer Feldforschung wurden folgende gemeinsame Veranstaltungen zusammen mit den ProfessorInnen und Studierenden des Departments für Ethnologie in Sevilla durchgeführt.

¹ Die Forschung wurde von „Lehre@LMU“ gefördert. Wir danken ganz herzlich für die finanzielle Unterstützung.

Am Montag, 5. März, fand ein, von uns vier Dozenten (Manuela Cantón Delgado, Richard Pfeilstetter, Natalie Göldenboth und Juliane Müller) geleiteter Workshop statt. Dieser erste wissenschaftliche und interkulturelle Austausch unter den Studierenden sollte die theoretisch-methodologische Feinjustierung der individuellen Projekte fördern sowie als Plattform dienen, um ähnliche Forschungsgegenstände zu identifizieren und ggf. gemeinsame Feldforschungssequenzen zu planen (z.B. Tandem-Interviews und gemeinsame Wahrnehmungsspaziergänge). Besonders vielversprechend war dieses Treffen, da die sevillanischen Studierenden Teilnehmer des Kurses zu Methoden der Feldforschung von Manuela Cantón Delgado waren und somit selbst eigene Forschungsprojekte in der Stadt betrieben.

Am 21. und 22. März fand ein Symposium mit dem Titel: „Seminario Hispano-Alemán – Experiencias Etnográficas en Andalucía“ statt. Teilnehmer waren sowohl Professoren als auch Studierende beider Institute. Die Planung und Durchführung erfolgte in enger Zusammenarbeit mit Herrn Pfeilstetter und Frau Manuel Cantón Delgado. Die Symposiumsbeiträge spiegelten sowohl die Interessensgebiete der Dozenten als auch die Themengebiete der studentischen Teilnehmer wider, die hier ihre Projekte und Erfahrungen der gerade beendeten Feldforschung zur Diskussion stellten.

Rahmenprogramm

Als Rahmenprogramm haben wir eine Exkursion in die Stadt Córdoba unternommen, besucht wurden die Moschee-Kathedrale und das „Museum der Drei Kulturen“ über das Zusammenleben von Juden, Christen und Moslems während der maurischen Zeit. In Sevilla gab es ebenfalls einige gemeinsame Unternehmungen wie ein Besuch der Kathedrale, des maurischen Palasts „Alcázar de los Reyes“ sowie des „Museo de Arte Contemporáneo“ in dem stadtdenkmälerbedeutsamen Gebäudekomplex La Cartuja, ehemals Kartäuserkloster und Keramikfabrik.

KÜNSTLER IN ZEITEN DER WIRTSCHAFTSKRISE – DIE FRAGE NACH EINER GESELLSCHAFTLICHEN FUNKTION VON KUNST

MARLEN ELDERS

Die zentrale Fragestellung meiner Forschung drehte sich um die Bedeutung der Kunst aus Sicht sevillanischer Künstler; die Rolle des Künstlers innerhalb der Gesellschaft; bzw. die Funktion von Kunst in Zeiten der Wirtschaftskrise. Es galt zu untersuchen, welche Bedeutung die Kunst in der sevillanischen Gesellschaft hat, und ob die krisenbedingten Sparmaßnahmen der spanischen Regierung Auswirkungen auf die lokalen Künstler hat. Es stellte sich als nützlich heraus, dass ich bereits im Vorhinein Kontakte zu Kunstgalerien und Künstlern geknüpft hatte, was meinen Einstieg in das Feld erheblich erleichterte. Es erklärten sich einige Künstler, Galeristen und Kunsthistoriker bereit, sich mit mir zu treffen, so dass ich schon in der ersten Woche in mein Forschungsfeld einsteigen konnte.

Zunächst lernte ich einige sevillanische Künstler kennen und vereinbarte Treffen und Interviewtermine mit ihnen, die ich in den nächsten Wochen durchführte. Dabei erwies sich das „Schneeballsystem“ als so wirksam, dass ich gar nicht alle mir eröffneten Kontakte in Anspruch nehmen konnte. Alle Künstler die ich kennenlernen durfte, waren sehr freundliche, offene und reflektierte Gesprächspartner. Die Interviews waren halbstrukturiert und beinhalteten immer die gleichen fünf oder sechs offenen Fragen, die nur je nach Gesprächsverlauf und Inhalt variierten. Ich verwendete ein Aufnahmegerät und verzichtete auf Notizen während des Interviews. Nach den Treffen zeichnete ich so schnell wie möglich meine Eindrücke auf. Einige Künstler traf ich mehrmals; andere, die weniger Zeit hatten, nur einmal. Insofern konzentrierte sich meine Forschung vor allem auf die Interviews, aber auch die Methode der Teilnehmenden Beobachtung konnte ich anwenden. Eine Künstlerin beispielsweise veranstaltete zur Zeit der Forschung gerade eine Ausstellungsaktion, bei welcher ihre tägliche persönliche Anwesenheit ein wichtiges Element ihres Konzeptes war. Zu den entsprechenden Öffnungszeiten der Galerie war sie also ständig vor Ort, um mit den Besuchern zu interagieren. Dies bot mir die Gelegenheit, die Galerie als häufige Anlaufstelle zu nutzen und gleichzeitig Teil der künstlerischen Aktion zu werden. So konnte ich bei zwei ihrer Perfor-

manches anwesend sein, die Planung weiterer Aktionen verfolgen und beobachten, in welcher Weise sie mit ihrem Publikum und dem Galerist agierte.



Galerist Ed Weber und Künstlerin María AA bei Vorbereitungen einer Performance in der Galería Weber-Lutgen
Foto: Marlen Elders

Bei den regelmäßigen Treffen der Exkursionsgruppe und den Präsentationen unserer Forschungen an der Universität Sevilla kam ein anregender Austausch zustande. Einen Vortrag vor großem Publikum und in einer fremden Sprache zu halten, war eine interessante Erfahrung. Rückblickend erscheint mir die einmonatige Exkursion als Gruppe gelungen und erfolgreich. Gerade in Hinblick darauf, dass es sich um unsere erste Feldforschung handelte, empfand ich den Austausch unter Kommilitonen, die Unterstützung der Dozentinnen und deren organisatorische Hilfe als sehr gewinnbringend.

Marlen Elders hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben und studiert jetzt im Masterstudiengang Ethnologie.

IST HUMOR EINE RESERVE IN KRISENZEITEN?

VERENA NEUMAIR

...oder mit anderen Worten: Ist der Rückgriff auf Humor notwendig, um mit bestimmten Krisen und Problemen umgehen zu können? Um das herausfinden zu können, beschäftigte ich mich in meiner Forschung mit der Theorie des Rahmenwechsels, welche besagt, dass es spaßhafte und ernsthafte Rahmen gibt, in denen sich eine Person in der Kommunikation bewegen kann. Bezieht man die Rahmentheorie auf die Kernfrage der Forschung resultiert daraus die Fragestellung, ob ein Wechsel von ernsthaften Rahmen auf einen spaßhaften Rahmen nötig ist, um über problematische und kritische Themen sprechen zu können. Einen offensichtlich spaßhaften Rahmen stellt das Kabarett dar. Das „Sala Cero Teatro Sevilla“ wurde zu einem zentralen Ort der Forschung. Dort traten u.a. die Gruppen „Malaje Sólo“ und „La Serda Teatro“ auf. Erstere thematisierten in ihren Stücken häufig lokal angesiedelte Themen, wie die *Semana Santa*, Stierkampf, die Wallfahrt nach Rocio, die *Feria de April* usw. Letztere stützten sich stark auf soziale und politische Themen, wie die aktuelle Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und Zwangsräumungen.

In meinen Gesprächen mit Zuschauern und Protagonisten der Stücke bestand von Seiten der Gesprächspartner ein Konsens darin, dass die Stücke im Kabarett sevillanische Realität zeigen. Es wird etwas dargeboten, „etwas, was Andalusier oder Sevillaner kennen“. Oft wurden in den Gesprächen Aussagen lokal eingegrenzt, speziell auf die Bereiche Andalusien und Sevilla. Sehr häufig fiel der Begriff, „andalusischer Humor“ mit charakterisierenden Merkmalen. Dazu zählen u.a. der andalusische Akzent, eine besondere Lebensstrategie und ein bestimmtes lokales Wissen. Einige Gesprächspartner positionierten sich im andalusischen/sevillanischen Raum. Andere konstruierten den Raum zwar, nahmen selbst jedoch etwas Abstand davon, in dem sie sich selbst nicht direkt darin positionierten. Eine solche Aussage konnte z.B. sein: „Sevillaner sind sehr religiös, ich nicht“ (Interview Adela am 12.03.2013).

Für jede Forschung ist es wichtig, nicht nur zu beobachten, sondern mit den Leuten in Austausch zu treten. In meinem Fall war es sehr fruchtbar, humoristische Szenen gemeinsam zu betrachten und auszuleuchten. Dies war der Grund, warum Gespräche mit den Zuschauern und Protagonisten stattfanden, um die Kabarettstücke aus deren Blickwinkel nachvollziehen zu können. Gleich zu Beginn meiner Forschung kam von Seiten meiner Gesprächspartner der

Vorschlag, Videos auf der Internetseite *YouTube* anzusehen. Auch diese betrachtete ich nicht alleine, sondern mit den Gesprächspartnern zusammen. Sie konnten dabei das Video nach Belieben mit der Stopp-Taste unterbrechen und die einzelnen Sequenzen kommentieren. Der Vorteil der Videos zu den Kabarettstücken ist, dass direkt bei Eintreten eines komischen Momentes, darüber gesprochen werden kann. Durch den Diskurs, der durch die Videos und die Gespräche über die Kabarettstücke entstand, wurden kulturelle Ressourcen vermittelt. Eine solche kulturelle Ressource kann wie oben geschildert der Bezug auf den „andalusischen Humor“ sein. Die Gesprächspartner ordneten sich diesem zu und kreierten dadurch einen Raum der Identifikation.

Rückblickend war der Zugang zum Forschungsfeld einfach. Dennoch stellten sich im Laufe der Forschung kleinere Hürden in den Weg. So gab es z.B. kein Forschungsfeld im Sinne einer befreundeten Gruppe, die öfters etwas gemeinsam unternehmen. Stattdessen traf ich meine Gesprächspartner meist alleine. Dies tat der Forschung jedoch keinen Abbruch. Dadurch entwickelten sich sehr intensive Gespräche, in denen es möglich war, verschiedene Forschungsmethoden auszuprobieren. Humor ist schwer zu fassen und wurde deswegen von Wissenschaftlern als Forschungsthema lange gemieden. Ich glaube, dass mein Verfahren mit den Leuten gemeinsam Witze zu hören, Kabarett zu besuchen und Videoclips anzuschauen auch für weitere Forschungen über Humor von Nutzen sein kann.

Verena Neumair hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben und studiert jetzt im Masterstudiengang Ethnologie.

EHRE, SOZIALER RAUM UND DIE KRISE

NAEMA GÖTZ UND LUIS STÄNGL

Wir entwickelten unsere Forschungsfrage anhand der Lektüre von Pierre Bourdieus Theorien des physischen und sozialen Raums: Wie hat sich die mit Arbeit verbundene „Ehre“ und „Stellung im sozialen Raum“ bei Mitgliedern der oberen Mittel- und Bildungsschicht, die vor der Krise eine Arbeit hatten und jetzt arbeitslos sind, durch die Krise verändert?

Demzufolge standen Begriffe wie: Wirtschaftskrise, Menschen, Ehre, Arbeit und Arbeitslosigkeit und die Veränderung des sozialen Raums im Mittelpunkt der Forschung. Je intensiver wir uns mit der Forschungsfrage beschäftigten, desto mehr Vorannahmen brachten wir mit nach Sevilla. Vom ersten Tag des Forschungsmonats an beschäftigten wir uns mit der Suche nach potenziellen Interviewpartnern. Natürlich war es uns sehr wichtig, möglichst schnell Zugang zum Forschungsfeld zu finden. Nun kannten wir aber Sevilla nur von Google Maps und wollten die Stadt mit ihren verschiedenen Stadtvierteln besser kennen lernen. So machten wir uns mit gemieteten Fahrrädern mobil. In den ersten zwei bis drei Tage erkundeten wir nahezu alle Stadtviertel des historischen Zentrums und der Peripherie Sevillas, lernten allerdings keine Informanten kennen. Unserer Vorannahme zufolge dachten wir, dass Arbeitslose mehr Zeit haben am sozialen Leben teilzunehmen bzw. sich an öffentlichen Orten (wie Bars oder Kirchplätzen) aufhalten würden. Dies war offensichtlich nicht der Fall. Unsere möglicherweise falschen Vorannahmen und auch der lang anhaltende Regen verursachten weitere Zweifel an unserem Forschungsvorhaben.

In der zweiten Forschungswoche versuchten wir daher den Zugang über einen institutionelleren Weg zu finden. Dabei wandten wir uns an das Andalusische Arbeitsamt, an Fitness-Zentren und *Centro Sociales* (Sozialeinrichtungen). Doch das besetzte *Centro Social* an der Plaza de Pumarejo erwies sich als bester Anhaltspunkt für die Forschung. Leider konnten wir aber auch dort keine fest bestehende Gruppe von Arbeitslosen finden und konnten somit nur schwer unserer Frage nachgehen, ob und inwiefern sich der Status einer Person inner-

halb des sozialen Raums verändert oder nicht. Die Methode der Teilnehmenden Beobachtung mussten wir durch semi-strukturierte (informelle) Gespräche ersetzen. Der Einstieg ins Feld war von dem Moment an geschafft, als wir unsere erste Gesprächspartnerin gefunden hatten. Durch diese Informantin wurden wir in das Netzwerk ihrer sozialen Beziehungen eingeführt. Im *Centro Social* wurden verschiedene Workshops und soziale Projekte angeboten, die sich als Möglichkeit erwiesen, mit Arbeitslosen des Viertels La Macarena in Kontakt zu treten. Wie das hier folgende Plakat zeigt, besteht insofern eine Veränderung des Sozialen Raums, als dass mehr und mehr Menschen der Frage nachgehen: Gibt es einen Ausweg aus dieser Krise?



Ankündigung einer Veranstaltung zu „Wegen aus der Krise“ im besetzten Haus „La Corrala Utopía“
Foto: Naema Götz und Luis Stängl

Unserer Reflexion zufolge können zwei wesentliche Reaktionen auf die Wirtschaftskrise herausgearbeitet werden. Zum einem wird die Krise von einigen Leuten als Moment einer notwendigen Veränderung des bisherigen Wirtschaftssystems und ihres Lebensstils verstanden, zum anderem gibt es jedoch die Tendenz der sozialen Isolierung und Vereinsamung bestimmter Gesellschaftsmitglieder.

Die Zunahme an Freizeit und der damit verbundene Wegfall von Stress sowie die Veränderung des Alltags haben bei einigen Arbeitslosen zu einer Werteververschiebung geführt. Dies äußert sich in veränderten Lebensträumen und Erwartungen sowie in politischem Engagement, das sich gegen die Auswirkungen der Krise wendet. Alternative Wirtschaftssysteme, die auf reziprokem Tauschhandel von Dienstleistungen basierten, haben seit der Krise großen Zulauf bekommen, wie wir bei der Erforschung der Casa Pumarejo feststellen konnten. Der soziale Raum ist demnach zunehmend geprägt von alternativen Lebensstrategien (und Überlebens-Utopien, wie z.B. das besetzte Haus *La Corrala Utopia*). Für unsere Interviewpartner waren neue Tausch- und Währungssysteme eine Strategie zur Krisenbehebung. Auf der anderen Seite trafen wir auf viele Anzeichen, die daraufhin hinweisen, dass Arbeitslose aus dem sozialen Raum ausgeschlossen sind, denn sie können – aufgrund von mangelndem ökonomischem Kapital – nicht mehr am sozialen Leben teilnehmen. Da sie zudem keine Arbeit mehr haben, bei der sie Teil des Sozialen Raums sein können, fühlen sie sich extrem einsam und ausgeschlossen.

Naema Götz und Luis Stängl schließen im Wintersemester 2013/14 ihr Studium mit dem Bachelor ab.

MOBILITÄT UND ARBEITSMIGRATION ALS STRATEGIE DES KRISENMANAGEMENTS – AUSWIRKUNGEN STRUKTURELLER BEDINGUNGEN AUF DIE UMSETZUNG INDIVIDUELLER LEBENSMODELLE

SIGRID STAUDERER

Das Hauptthema dieser Feldforschung heißt "Migration", wobei das besondere Interesse auf der Untersuchung der Strategien lag, die MigrantInnen in Sevilla im Umgang mit der aktuellen Wirtschaftskrise entwickeln; bzw. wie ihre Wahrnehmung der Situation ist, welche Handlungsmodelle sie im Rahmen der Resilienzkonstruktion zur Eingrenzung ihrer Vulnerabilität entwickeln und welche Konsequenzen dies für ihr jeweiliges Lebensmodell mit sich bringt. Ausgehend von Mobilität und Arbeitsmigration als Strategie des Krisenmanagements lautete das Ziel, die Auswirkung struktureller Bedingungen makrosozialer Situationen im Hinblick auf die Umsetzung individueller Lebensmodelle zu untersuchen, d. h. der Frage nachzugehen ob und wie MigrantInnen ihr Lebensmodell verändern und wenn ja, wie kreativ sie dabei vorgehen. Die Forschung selbst fand nördlich des Stadtzentrums von Sevilla statt. Hier trennt die ursprünglich arabische Stadtmauer, die sich zwischen den beiden monumentalen Stadttoren, der *Puerta de la Macarena* im Westen zur *Puerta de Cordoba* im Osten ausdehnt (Foto), das Zentrum Sevillas von dem Distrikt La Macarena. Hier erschien der Stadtteil El Cerezo als Forschungsfeld besonders geeignet, weil der Ausländeranteil in dieser Region bereits 2008 ca. 35% betrug.

Die Forschungspraxis umfasste folgende Maßnahmen: Es fand eine (teilnehmende) Beobachtung in Bars und Geschäften statt, die Kontaktaufnahme mit potenziellen InformantInnen erfolgte an o. g. Orten, aber auch auf offener Straße. Mit einem Teil der InformantInnen aus Brasilien, Korea, China etc. konnte ich, nachdem eine gewisse Vertrauensbasis geschaffen war, narrativ biographische Interviews führen; mit anderen, z. B. aus Nordafrika oder der Subsahara-Region, fanden informelle Gespräche statt. Auch Experten-Interviews waren bei Behörden und Organisationen möglich. Nach vorheriger Absprache konnte ich die jeweiligen

Interviews auch aufzeichnen. Was Organisationen betrifft, die als Anlaufstellen für ImmigrantInnen und sozial- und rechtshilfebedürftige Gruppierungen dienen, können stellvertretend folgende genannt werden: Centro Vecinal Pumarejo, Asociación OtrAfrica, Asociación de Inmigrantes de Sevilla (sin papeles) und Fundación Sevilla Acoge. Das Centro Vecinal Pumarejo befindet sich im Bezirk Macarena im Norden Sevillas an der Plaza Pumarejo und wurde 2004 gegründet. Es nimmt als "ODS" Oficina de Derechos Sociales (Büro für Sozialrecht), das sich aus Anwälten, Sozialarbeitern und sozial engagierten Bürgern zusammensetzt, u. a. folgende Aufgaben wahr: Soziale Betreuung, Rechtsberatung, Veranstaltung von Tauschmärkten mit eigener Währung "Puma". Themenbeispiele: "Aufenthaltsgenehmigung", "Einwanderungsgesetz", "Institutionelle Gewalt gegen Einwanderer" und *Mercado/Pumarejo*.



Stadtmauer aus arabischer Zeit. Foto: Sigrid Stauderer

Bereits Ende der ersten Forschungswoche hatten wir Gelegenheit, unsere Forschungsprojekte an der Universidad de Sevilla den dortigen StudentInnen zweier Methodenkurse unter Leitung ihrer Professorin vorzustellen. Das geschah in Form eines kleinen Vortrags, in dem wir unsere jeweilige Forschungsfrage konkretisierten, das Forschungsfeld umrissen und mögliche Kontaktpersonen und -gruppen benannten. Auch unsere Vorgehensweise und konkreten Methoden stellten wir in diesem Rahmen kurz vor (Foto). Wie sich herausstellte, hatten die beiden spanischen Studentengruppen ganz unterschiedliche Forschungsziele, von denen einige sogar eher im soziologischen Bereich anzusiedeln sind. Die im Rahmen dieser Veranstaltung geknüpften Kontakte waren hilfreich, da sich der Erfahrungsaustausch über die jeweiligen Forschungsarbeiten als äußerst informativ und motivierend erwies. Darüber

hinaus konnten uns die spanischen KollegInnen wertvolle Kontaktadressen von spanischen Institutionen für unsere Forschung nennen. Fazit: Der Forschungsaufenthalt brachte uns interessante neue Erkenntnisse, die wir aufgrund der sehr kurz angelegten Forschungsdauer von vier Wochen nur durch eine äußerst disziplinierte, strukturierte und aktive Arbeitsweise erzielen konnten.



Gemeinsamer Unterricht mit Sevilaner Studierenden. Foto: Sigrid Stauderer

Sigrid Stauderer hat auf der Grundlage der Forschung ihre Bachelorarbeit geschrieben.

RAUMTHEORIE, KREATIVITÄT UND DIE SICH DAR- AUS ERGEBENDEN RESERVEN IN ZEITEN DER KRISE

KATHARINA LUNDT UND JULIANE MAIER

Der Fokus unserer Forschungsarbeit lag auf dem von Homi Bhaba entwickelten Konzept des Dritten Raumes, von ihm als *third space* bezeichnet. Von diesem Konzept ausgehend, sollte also ein Ort gefunden werden, an dem Migranten verschiedener Herkunftsländer etwas kulturell Neues schaffen und somit Kreativität entfalten. Ausgehend von der Existenz dieser sogenannten Dritten Räume, wollten wir weiterhin untersuchen, welche Funktion diese für die Migrantengruppen haben und ob sie womöglich eine Art Ressourcencharakter besitzen, der in Zeiten der Krise mobilisiert wird. Die Frage nach der innerhalb dieser *third spaces* freigesetzten Kreativität, die dem transkulturellen Raum laut Bhaba eigen ist, stand dabei im Mittelpunkt unseres Forschungsvorhabens. Daraus ergab sich folgende Fragestellung: Wie äußert sich die Kreativität, die durch Kreolisierung und der daraus folgenden Schaffung eines sogenannten Dritten Raumes hervorgerufen wird, und welche gesellschaftliche Funktion haben diese neuen kulturellen Räume für die Migrantengruppen in Sevilla?

Im Verlauf der Forschung suchten wir nach unserer theoretischen Vorarbeit einen Praxisbezug zu dieser Theorie. Nach einer ersten Orientierungsphase in Sevilla und dem Anbahnen erster Kontakte, fiel uns relativ schnell auf, dass die auf den theorielastigen Konzepten beruhenden Erwartungen nicht so leicht auf die Praxis zu beziehen waren und zunächst nicht erfüllt werden konnten. Das schon im Voraus ausgewählte Barrio El Cerezo, ein Stadtviertel, in dem viele Migranten wohnen, stellte sich schnell als nicht geeignet für unsere Forschung heraus. Es musste folglich ein neuer Ort gefunden werden, was unser Forschungsprojekt ein wenig ins Stocken geraten lies. Doch ohne uns demotivieren zu lassen, suchten wir nach neuen Anlaufstellen für unsere Forschung und wurden schließlich durch eine NGO, die wir nach möglichen Migrantenvverbänden fragten, auf die Asociación Cultural im Stadtviertel La Macarena aufmerksam.

Diese Asociación residiert in einem Haus, in dem sich verschiedene Künstler, hauptsächlich aus Südamerika, zu einem Kollektiv zusammen geschlossen haben und sich dort regelmäßig

im sogenannten Rincón del Búho, treffen und gemeinsam Kochen oder einfach nur Zusammensitzen. Neben verschiedenen Arten von Kursen, die sie dort anbieten um ihr Kollektiv finanzieren zu können, haben sich einige zu einer Zirkusgruppe zusammengeschlossen, mit der sie regelmäßig auf die Straßen ziehen und Aufführungen machen. Diese Gruppe nennt sich Circo Trópico. Mit dieser Zirkusgruppe verbrachten wir die meiste Zeit unserer Forschung.



Straßenzug im Viertel La Macarena. Foto: Katharina Lundt und Juliane Maier

Anfangs fiel es uns etwas schwer, Zugang zu den Leuten im Rincón del Búho zu finden, da wir zwar nach einer Abstimmung, ob wir uns dort aufhalten und sie begleiten dürfen, aufgenommen wurden, aber dennoch eher skeptisch betrachtet wurden. Doch nach einer Woche fühlten wir uns sehr wohl und alle anfängliche Schüchternheit war vergangen. Unsere Feldforschungsmethoden bestanden aus dem Zusammenleben und der Zusammenarbeit mit den Leuten aus Rincón del Búho, aus Teilnehmender Beobachtung und offenen Gesprächen. Wir beschlossen uns Zeit zu lassen, um die einzelnen Leute besser kennenzulernen. Obwohl wir lediglich drei Wochen zur Verfügung hatten, gingen wir so vor, als hätten wir viel mehr Zeit, was uns einen sehr intensiven und persönlichen Kontakt zu den einzelnen Personen ermöglichte. Mit der Zeit lernten wir weitere Migranten kennen, die sich in anderen Kreisen künstlerisch betätigen. Somit ergab es sich, dass wir uns zusätzlich in den sogenannten Corralones aufhielten, einem Innenhof, in dem viele einzelne Garagen von Künstlern angemietet worden waren, die hier auch kleine Bars eröffnet hatten – ein Ort an dem es uns sehr leicht fiel weitere Kontakte zu knüpfen. Uns wurde klar, dass die einzelnen Künstlerkreise nicht sepa-

rat zu betrachten sind, sondern viele Überschneidungen aufweisen und eine Art Netzwerk bilden. Viele der Migranten in Sevilla sind durch künstlerisches Schaffen in der Lage, sich ein Leben in der neuen Stadt aufzubauen. Alle mit denen wir gearbeitet haben, verstehen sich als Künstler, seien es jene, die als Clown eine Show auf der Straße darbieten oder jene, die Schmuck herstellen und verkaufen. Besonders im Rincón del Búho herrschte ein enormer Zusammenhalt unter den Leuten, die dort in irgendeiner Form mitwirken. Alle haben etwas gemeinsam: Alle kamen in ein fremdes Land und bauten sich dort ein neue Existenz auf, indem sie sich kreativ betätigen und mit dem was sie haben und können, nämlich mit ihrem Körper und ihrer Kreativität, eine Art Kapital schaffen, mit dem sie sich finanziell erhalten können. Man könnte vielleicht den Ort Rincón del Búho als Auffangbecken sehen, in dem sich Migranten zusammenfinden und gemeinsam etwas schaffen. Hierbei ist der Aspekt der Kreativität ganz entscheidend. Im Hinblick auf die Wirtschaftskrise in Spanien sind viele der Migranten, mit denen wir zusammengearbeitet haben, ebenso betroffen wie Bürger spanischer Herkunft. Doch wegen des Zusammenhalts, den sie in ihrem Kollektiv haben und durch das große Potenzial an Kreativität, schien es ihnen ökonomisch, wie auch persönlich nicht so nahe zu gehen. Hier kann der soziale Zusammenhalt und die Kreativität, die zu etwas Neuem beiträgt, als Reserve für die Migranten verstanden werden.

Der anfängliche, auf das Modell des *third space* ausgerichtete Fokus des Forschungsprojekts löste sich auf, beziehungsweise verschob sich im Laufe der Zeit. Zunehmend wurde der Aspekt der Kreativität entscheidender. Dennoch kann man beides nicht voneinander trennen und so bleibt die Theorie des Dritten Raumes in dieser Arbeit weiterhin wichtig. Wenn man die kreative Szene der Migranten in Sevilla als einen Raum betrachtet, sind sehr wohl interessante Prozesse zu beobachten, die wir allerdings aus Zeitmangel nicht vollständig ergründen konnten. Dennoch haben wir einen äußerst interessanten Einblick in die Lebensphilosophie der Migranten in Sevilla bekommen und haben viele wichtige Erfahrungen gemacht.

Die Feldforschung zum Thema Immigration und Kreativität stellte für uns eine Herausforderung in vielerlei Hinsicht dar. Uns bereitete die Rolle als Forscherin in einigen Situationen Schwierigkeiten, doch konnten wir uns dadurch auch in den ein oder anderen berühmten Ethnologen hineinversetzen und dessen Gedankengänge nachvollziehen und verstehen. Da wir uns das Finden von Dritten Räumen bei der Vorbereitung leichter vorgestellt hatten, zweifelten wir in den ersten zwei Wochen, die mehr der Orientierung und Suche dienten, an unserem Vorhaben. Als wir dann beim Circo Trópico fündig wurden, hatten wir zunächst das Gefühl nicht ernst genommen zu werden und zudem ein Störfaktor in der harmonischen Familiensituation zu sein. Hier war es für uns eine besondere Herausforderung, trotz dieses Gefühls die Forschung an diesem Ort fortzuführen.

Insgesamt war es eine tolle Erfahrung, eine Stadt wie Sevilla aus der Perspektive eines Forschers kennenzulernen. Man ist besonders wachsam, interessante, zur Studie passende Veranstaltungen zu besuchen. Wir hatten weniger das Gefühl, die „spanische Kultur“ zu entdecken als eben die Kultur der Third Spaces, was ja auch unser Ziel war. Auch war es sehr spannend, sich zur Krise in Spanien ein eigenes Bild zu machen. Die Erfahrung dieser Feldforschung hat uns für unser Studium weitergeholfen. Durch das eigene Erarbeiten von Ergebnissen konnten wir sehen, welcher immenser Arbeitsaufwand sich hinter kleinen Erkenntnis-

sen verbirgt. So müssen Ethnologen stets über ein gutes Zeitmanagement verfügen und sich gut organisieren können. Doch auch in thematischer Hinsicht konnten wir spannende Aspekte erfahren. Dritte Räume wie Circo Trópico oder Los Coralones leben von sozialen Interaktionen. Sei es das gegenseitige Abschauen bestimmter Kunststücke oder das gemeinsame Musizieren, beides basiert auf zwischenmenschlichen Beziehungen. Folglich kann man Third Spaces als Ressource sozialer Beziehungen in Zeiten der Krise deuten.

Katharina Lundt beendet ihr Studium im Wintersemester 2013/14 mit dem Bachelor. Juliane Maier machte nach der Forschung in Sevilla ein Praktikum mit kleiner Forschung in Almería. Auf diese Forschung aufbauend und thematisch auch an Sevilla angelehnt schrieb sie ihre Bachelorarbeit

INTERKULTURELLE BEZIEHUNGEN IM HEUTIGEN ANDALUSIEN - DAS ZUSAMMENLEBEN MAROKKANISCHER MIGRANTEN UND DER SPANISCHEN GESELLSCHAFT IN SEVILLA

MIRIAM GHOBRIAL UND ANJA WAIBEL

Für viele MarokkanerInnen ist Spanien seit einigen Jahren ein beliebtes Migrationsziel. Sie kommen in der Hoffnung, dort ein besseres Leben führen zu können, ein Leben in mehr Wohlstand, mehr Sicherheit und mehr Freiheit. Die in Südspanien gelegene Region Andalusien spielt bei der marokkanischen Immigration eine besonders große Rolle, da nur wenige Kilometer die Küsten Andalusiens und Marokkos und somit Europa von Afrika trennen (beispielsweise die knapp fünfzehn Kilometer breite Straße von Gibraltar). Wegen der geringen Distanz versuchen viele Flüchtlinge auf Schiffen und Booten das Mittelmeer an dieser Stelle zu überqueren, um auf der anderen Seite des Meeres ein neues Leben zu beginnen. Doch gibt es selbstverständlich auch marokkanische Migranten, die auf anderen Wegen nach Andalusien gelangt sind, beispielsweise durch das Studium oder einen Arbeitsvertrag. Diese bekommen jedoch sehr viel weniger Aufmerksamkeit von den spanischen Medien und so wird die reguläre Einwanderung in der Berichterstattung eher vernachlässigt. Dies wiederum hat zur Folge, dass in Andalusien ein recht negatives Bild der Immigration herrscht. Marokkaner werden aufgrund der einseitigen Berichterstattung überwiegend mit irregulärer Einwanderung, Kriminalität und seit dem Attentat in Madrid am 11. März 2004 auch mit Terroranschlägen in Verbindung gebracht. Bereits davor gab es fremdenfeindliche und rassistische Vorfälle, wie beispielsweise im Jahr 2000 in Murcia, als es Ausschreitungen gegen Marokkaner gab.

Was die marokkanische Immigration betrifft, ist Andalusien jedoch nicht nur wegen der geringen Distanz ein besonderes begehrtes Ziel. Denn unter der Herrschaft der Mauren lebten im ehemaligen Andalusien, damals Al Andalus genannt, bereits Araber. Die maurische Herrschaft dauerte knapp 800 Jahre und bis heute kann man in ganz Andalusien den Einfluss der Mauren und des Islam erkennen, z.B. in der Architektur der Alhambra in Granada und des Alcázar in Sevilla. Auch die spanische Sprache in Andalusien besitzt teilweise Lehnwörter aus dem Arabischen.

Das Arabische und somit auch der Islam gehören in gewisser Weise genauso zu Andalusien wie das Spanische und das Christentum. Trotzdem ist das Zusammenleben zwischen Marokkanern und Spaniern im heutigen Andalusien geprägt durch Vorurteile und Stereotype. Obwohl marokkanische Migranten die mit Abstand größte Einwanderungsgruppe aus Afrika darstellen und trotz der relativ großen muslimischen Gemeinschaft in Sevilla haben wir beispielsweise nur eine einzige Moschee ausfindig machen können. Diese ist im Hinterhof eines Wohnblocks gelegen.



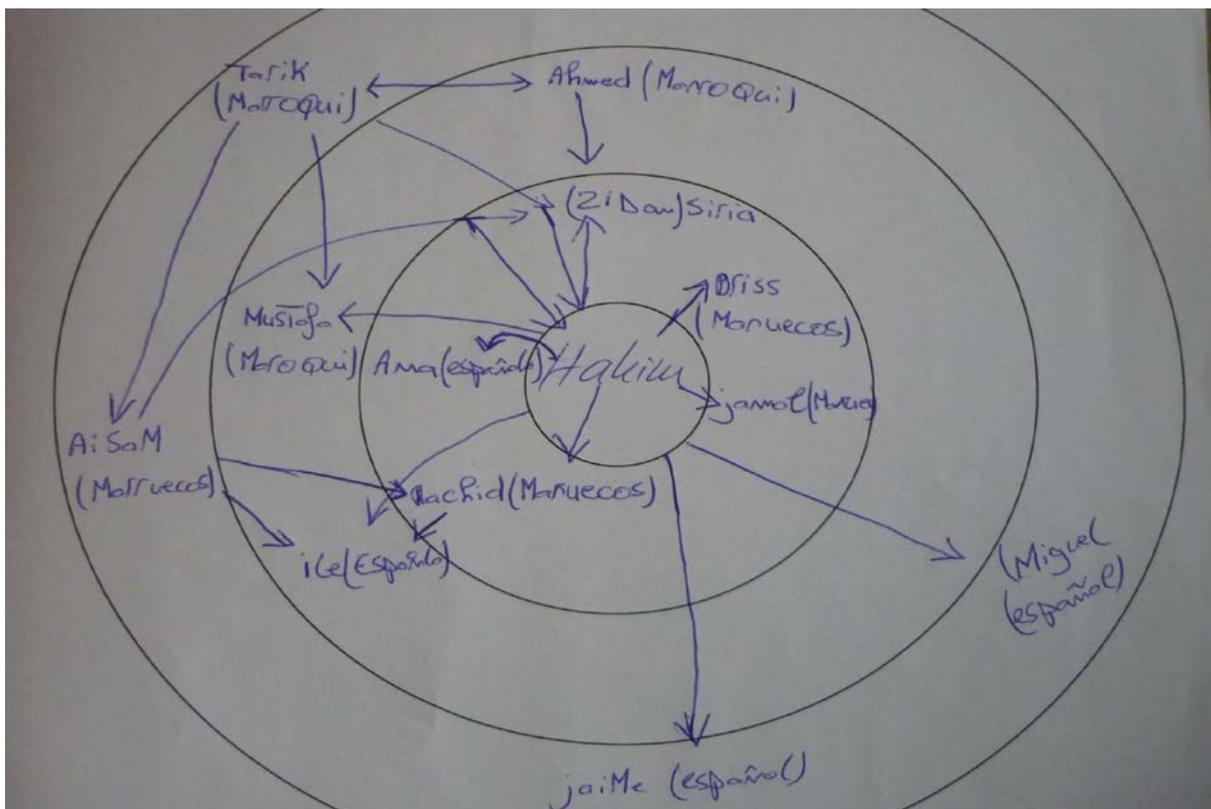
Sevillaner Moschee im Stadtteil Macarena. Foto: Miriam Ghobrial und Anja Waibel

Ausgehend von diesem allgemeinen Bild und der kritischen Rolle der Medien galt es bei unserer vierwöchigen Feldforschung in Sevilla herauszufinden, wie weit interkulturelle Beziehungen zwischen Spaniern und marokkanischen Migranten gehen. Es galt zu erforschen, wo es Schnittstellen im Alltag, in den verschiedenen Lebensbereichen und an öffentlichen Plätzen zwischen marokkanischen Migranten und der spanischen Gesellschaft in Sevilla gibt, wo ein Zusammenleben stattfindet und wie dieses dann verläuft.

Um all dem genauer auf den Grund zu gehen, sind neben weiteren ethnologischen Methoden vor allem aber die Teilnehmende Beobachtung und offene Interviews bei dieser Feldforschung zum Einsatz gekommen. Wir wollten vor allem herausfinden, ob es interkulturelle Beziehungen gibt und wie diese dann konkret aussehen. Wir fragten uns, ob die Beziehungen harmonisch verlaufen, oder welche Art von Konflikten es zwischen Vertretern der Mehrheitsgesellschaft und der marokkanischen Minderheit gibt. Darüber hinaus wollten wir erfahren, welchen Einfluss unterschiedliche kulturelle Prägungen auf das Zusammenleben

haben. Dabei war uns besonders wichtig, das Thema sowohl aus der spanischen als auch aus der marokkanischen Perspektive zu betrachten.

Zu Beginn waren wir darum bemüht Kontakte zu knüpfen und mögliche Gesprächspartner kennenzulernen. Erste Interviews folgten. Hierbei war es für uns besonders wichtig, sowohl marokkanische sowie auch spanische Ansichten kennenzulernen, um kein einseitiges Forschungsergebnis, sondern einen Einblick in beide Perspektiven zu erhalten. Unsere Fragen richteten sich vor allem danach, wie viel Kontakt der jeweilige Gesprächspartner zu Marokkanern beziehungsweise zu Spaniern besitzt, wie das Verhältnis zustande gekommen ist und wie es verläuft. Für unsere Forschung waren jegliche Beziehungstypen relevant (methodisch arbeiteten wir mit Beziehungskarten), weshalb wir uns sowohl für interkulturelle Nachbarschaften, Freundschaften oder beispielsweise Ehen interessierten. Des Weiteren setzten wir keinen altersspezifischen Fokus, denn wir wollten herausfinden, in wie weit generationsbedingte Unterschiede bestehen. Ebenso wenig grenzten wir die Forschung milieuspezifisch ein. Die Interviews wurden entweder mit Audiogeräten aufgenommen und anschließend transkribiert oder handschriftlich festgehalten. Ebenso wurden jegliche sonstige Informationen, die uns relevant erschienen, in einem Notizbuch vermerkt.



Beispiel einer Beziehungskarte; der Interviewte zeichnet Netz von Bezugspersonen. Foto: Miriam Ghobrial und Anja Waibel

Neben Interviews und informellen Gesprächen führten wir Wahrnehmungsspaziergänge und Beobachtungen durch, um so das Zusammenleben räumlich erfassen zu können. Vor allem öffentliche Orte waren hierbei von Interesse, um feststellen zu können, von wem sie hauptsächlich genutzt werden und ob sich dort ein Miteinander beobachten lässt.

Außerdem führten wir auch gemeinsam mit unseren Informanten Wahrnehmungsspaziergänge durch, um deren Perspektive auf die Stadt kennen zu lernen. Für unsere Forschung waren vor allem die beiden Stadtviertel La Macarena und El Cerezo relevant. Sie zeichnen sich durch einen besonders hohen Migrationsanteil aus und beherbergen dementsprechend eine große Anzahl an Marokkanern. Mehrmals suchten wir diese Viertel für Beobachtungen auf und erhofften uns zudem auf diesem Wege Kontakte zu Marokkanern knüpfen zu können, was auch glückte.

Um die relativ kurze Zeitdauer der Forschung optimal auszunutzen, war es für uns besonders wichtig, die Forschung von Anfang an zu reflektieren. So konnten wir fortan überprüfen, ob wir etwas an unsere Vorgehensweise ändern sollten und ob unser Forschungsplan auch umsetzbar ist. Für eine ausgiebige Forschung scheinen vier Wochen zwar kurz, dennoch können wir auf erste Ergebnisse verweisen. Insbesondere konnten wir feststellen, dass – laut den Informationen unserer Gesprächspartner, zwischen Spaniern und Marokkanern kaum Kontakt besteht. Diese Distanz ginge sowohl von marokkanischer wie auch von spanischer Seite aus. Hinzu kommt, dass – auch angetrieben durch die Medien – häufig ein negatives Bild von der jeweils anderen Kultur besteht. Dennoch trafen wir auch auf Personen, bei denen wir das komplette Gegenteil feststellen konnten. In diesen Fällen bestand mehr oder zumindest gleich viel Kontakt zu Personen der jeweils anderen Kultur. Dennoch scheint das eher die Ausnahme zu sein.

Miriam Ghobrial schließt im Wintersemester 2013/14 das Studium mit dem Bachelor ab. Anja Waibel hat auf der Grundlage der Forschung ihre BA-Arbeit geschrieben und studiert jetzt im Masterstudiengang Ethnologie.

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

NATALIE GÖLTENBOTH

Im Rückblick auf das vergangene Semester stellt die Erinnerung an die Lehrforschung in Sevilla sicher einen Höhepunkt dar. Gefragt nach besonders einprägsamen Momenten, die einen als Lehrende begleiten, würde ich sagen, es war insbesondere die Erfahrung der Gruppe und die Arbeit im Verbund der Gruppe, die das Forschen in Sevilla zu einer neuen Erfahrung machten. Während sich die Kontakte in einer nahezu unbekanntem Stadt langsam und meist in einem dem Rhythmus der Stadt angemessenem Tempo entwickeln, verleihen die wechselseitigen Austauschprozesse, das fluide Hin-und-Her der Informationsströme zwischen Studierenden, den Bürgern Sevillas und den Dozentinnen, den Annäherung an die Stadt, an ihre Menschen, ihre Orte und ihre ureigensten Prozesse und Praktiken etwas Beschwingtes und Beschleunigtes. Man wirft sich gegenseitig die Bälle zu, Kontakte, Informationen und Aktionen potenzieren sich, inspirieren sich, verlaufen in hohem Tempo. Freunde, Bekannten oder Interviewpartner werden in weitere Kreise eingebunden und so vergrößert sich stetig der Radius des Bekannten und der Gesprächspartner. In der anfangs fremden Stadt macht sich so schnell ein bekanntes Wohlgefühl der Vertrautheit breit. Dazu kommt selbstverständlich noch das informelle Miteinander, das die Feldforschung begleitet. Eine großartige Erfahrung die ich jederzeit wiederholen würde!

JULIANE MÜLLER

Die Lehrforschung in Sevilla, der Austausch mit den Studierenden sowie das gemeinsame Wohnen und Arbeiten mit meiner Kollegin Natalie haben mir sehr viel Spaß gemacht. Für mich war es eine Rückkehr in die Stadt, in der ich für meine Dissertation geforscht und insgesamt drei Jahre gelebt habe. Das wir nun mit einer Gruppe Münchner Studierender nach Sevilla kamen und mit der Zweitbetreuerin meiner Doktorarbeit Manuela Cantón Delgado und mit Richard Pfeilstetter einen studentischen Austausch und eine bi-nationale Tagung organisieren konnten, war für mich ein besonders schönes Erlebnis; es schließt sich ein Kreis meiner bisherigen akademischen Arbeit und institutionellen Einbettung.

Ich kann mich den Worten Natalie Göltenboth nur anschließen, dass es eine sehr positive

Erfahrung war, mit vielen Leuten an die Feldforschung zu gehen. Mit Projekten, die zwar nicht unmittelbar aufeinander abgestimmt waren, aber doch einen ähnlichen Fokus hatten und zum Teil überlappende Forschungsfelder aufwiesen. Dadurch konnten Kontakte und Eindrücke geteilt werden. Auch zwischen uns Dozentinnen habe ich den Austausch als sehr bereichernd empfunden. Eine Lehrforschung zu organisieren heißt neben der inhaltlichen Vorbereitung viel Logistisches und ganz Praktisches des Alltags zu planen und auch spontan umzuplanen; da ist es hilfreich und entlastend, sich die Aufgaben zu teilen und nicht alle Entscheidungen alleine fällen zu müssen.

Die vielen Gespräche mit den Studierenden haben mir den Eindruck vermittelt, dass den meisten jetzt erst klar geworden ist, was Feldforschung wirklich bedeutet, dass sie nämlich aus vielen kleinen, immer wieder zu überdenkenden Arbeitsschritten besteht, die mit einem erheblichen Grad an persönlicher Anpassungsfähigkeit, Aufwand und Durchhaltevermögen verbunden ist. Man findet nicht gleich sein „Feld“, hat eventuell Zugangsprobleme und muss diese oder jene Person anrufen, um sie um ein Gespräch zu bitten, obwohl man es bereits zweimal vergeblich versucht hat, es gerade ununterbrochen regnet und man für das Treffen eine Dreiviertelstunde Bus fahren muss. In diesem Sinne haben die Studierenden die Voraussetzungen moderner Ethnographie in urbanen und mobilen Verhältnissen kennengelernt.

Insgesamt finde ich, dass sich die Durchführung einer ethnographischen „Feldschule“, wie es im englischsprachigen Raum heißt, wirklich bewährt hat. Die Studierenden konnten ihr theoretisches Wissen aus der Vorlesung zur Feldforschung (drittes Semester) und ihre ersten praktischen Erfahrungen aus dem Kurs „Beobachtung und ethnographisches Interview“ (viertes Semester) mit einem selbst entwickelten Projekt über mehrere Wochen hinweg unter fachlicher Betreuung ausbauen. So grundlegende Aspekte wie Interviewführung, Teilnahme und Interaktion, aber auch die Ethik der Feldforschung haben eine ganz neue Dimension praktischer Notwendigkeit und Fallbezogenheit erhalten. Die Studierenden haben eine Ahnung davon bekommen, dass Kenntnisse und Fähigkeiten des ethnographischen Forschens eine Mischung aus technischem Wissen, in Büchern und Seminaren Gelerntem und praktischem Können ist. Dieses Können eignen wir uns durch jahrelange Felderfahrungen in unterschiedlichen Zusammenhängen und an verschiedenen Orten nach und nach und immer wieder aufs Neue an.